

Rezensionen = Recensions = Recensioni

Autor(en): **Niederstätter, Alois / Karsten, Arne / Reich, Hans Jakob**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **72 (2022)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezensionen / Recensions / Recensioni

Hans F. Haefele, Ernst Tresp (Hg.), *Ekkehart IV. St. Galler Klostergeschichten (Casus sancti Galli)*, Wiesbaden: Harrassowitz, 2020 (MGH – Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum separatim editi 82), 688 Seiten.

Dass ein Editionsprojekt 65 Jahre nach der Erteilung des Auftrags erfolgreich abgeschlossen wird, ist wohl nur im Rahmen einer so traditionsreichen Institution wie der MGH denkbar. Nachdem sich zunächst der Historiker Hanno Helbling (1930–2005) mit der Neuausgabe der um die Mitte des 11. Jahrhunderts entstandenen *St. Galler Klostergeschichten Ekkeharts IV.* – der von 884 bis 972 reichenden Fortsetzung von Ratberts «*Casus sancti Galli*» – betraut worden war, widmete sich in weiterer Folge der Altphilologe Hans Frieder Haefele (1925–1997) dieser Aufgabe. Nach dessen Tod übernahm der *St. Galler* Stiftsbibliothekar Ernst Tresp das zwar weit fortgeschrittene aber noch nicht beendete Projekt und brachte es unter massgeblicher Mitarbeit der Philologin Franziska Schnoor zum Druck. Es verdient grosse Anerkennung, dass auf diese Weise das Lebenswerk eines anderen mit viel Feingefühl vollendet wurde.

Lang ist auch die Rezeptionsgeschichte des Textes, der als eines der berühmtesten Geschichtswerke seiner Zeit gilt. Eine erste Edition besorgte Melchior Goldast (1578–1635) bereits 1606, eine zweite (MGH, *Scriptores 2*) steuerte 1829 der *St. Galler* Archivar und Stiftsbibliothekar Ildefons von Arx (1755–1833) bei, eine dritte im Jahr 1877 der Zürcher Historiker Gerold Meyer von Knonau (1843–1931). Als Zwischenbilanz seiner Arbeiten veröffentlichte Hans Haefele 1980 in der «*Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe*» eine deutsche Übersetzung mit parallelem, jedoch nicht kommentiertem lateinischem Text. Aus von Arx' *Monumenta*-Ausgabe schöpfte der badische Schriftsteller Joseph Victor Scheffel (1826–1886) den Stoff für seinen historischen Roman «*Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert*» (1855). Gustav Freytag (1816–1895) sorgte in den «*Bildern aus der deutschen Vergangenheit*» für weitere Verbreitung.

Während Meyer von Knonau als zeittypisch strikter Quellenkritiker auf die zahlreichen historischen Ungenauigkeiten in *Ekkeharts Klostergeschichten* hinwies, stehen heute ihre literarische Qualität, «die Meisterschaft der Sprache, die Lebendigkeit und Farbigkeit der Erzählung» (S. VII) sowie ihre Bedeutung für die Kultur- und die Mentalitätsgeschichte im Vordergrund. Darüber hinaus sei der Text «als ‹paradigmatisch erzählender Kommentar zur Benediktinerregel›» (S. IX) zu deuten.

Dem herkömmlichen Aufbau einer MGH-Ausgabe folgend, widmet sich Ernst Tresp zunächst *Ekkeharts Biographie*: Vielleicht schon um 980 geboren, dürfte er früh als Klosterschüler nach *St. Gallen* gekommen sein, wo Notker der Deutsche sein Lehrer wurde. Bald selbst Lehrer und Dichter, folgte um 1022 die Berufung an die Domschule in Mainz, von wo er wohl 1031 zurückkehrte. In seiner letzten Lebensphase wirkte er als «gelehrter Schulmeister, Glossator, Dichter und Überarbeiter seiner früheren Dichterwerke und nicht zuletzt als Geschichtsschreiber seines Klosters» (S. 7), in dem er an einem 21. Oktober frühestens des Jahres 1057 starb. Es folgen ausführliche Angaben zu Titel und Aufbau des Werks, zu dessen Entstehungszeit, zu Quellen und Vorlagen, zur literarischen Stellung und der Verortung im Gesamtwerk des Autors bzw. im *St. Galler* Ambiente, zu *Ekkeharts* Sprache und zu seinem erzählerischen Geschick, sowie zum Wert als Geschichtsquelle, der für Tresp aus moderner Sicht unbestritten ist.

Da sich ein Autograph *Ekkeharts* nicht erhalten hat, steht Cod. Sang. 615 der Stiftsbibliothek, eine um 1200 entstandene Handschrift, die die Texte *Ratberts*, *Ekkeharts IV.*

und dreier anonymer Fortsetzer enthält an der Spitze der zur Gänze in St. Gallen konzentrierten handschriftlichen Überlieferung.¹ Der Codex bildete bereits die Grundlage für die von Ildefons von Arx und Gerold Meyer von Knonau besorgten Ausgaben, gleichermassen für die nun vorliegende Neubearbeitung, die ihr «hinsichtlich Orthographie, Interpunktion und Textorganisation» (S. 91) weitestgehend folgt. Beibehalten wurde die von Meyer von Knonau eingeführte Einteilung in 147 Kapitel. Im wissenschaftlichen Apparat finden sich, sofern sinnvoll, abweichende Lesarten der weiteren Abschriften, Marginalen der frühneuzeitlichen Kommentatoren sowie Textabweichungen der älteren Editionen, Hinweise auf Quellenzitate und literarische Anklänge, eine enorme Zahl an Sachanmerkungen, darunter auch Erklärungen zu sprachlich schwierigen Stellen und Hinweise auf neue Forschungserkenntnisse. Die parallellaufende deutsche Übersetzung beruht auf der von Haefele 1980 veröffentlichten, sie wurde, «wo nötig, behutsam verbessert und sanft modernisiert» (S. 92).

Im umfangreichen Anhang finden sich insbesondere ein Verzeichnis der Zitate und literarischen Anklänge, des Weiteren Register der Namen sowie aller von Ekkehart verwendeten lateinischen Wörter (4500 Lemmata) und der freilich nur zwölf volkssprachlichen.

Das Resümee fällt leicht: Mit der Neuausgabe der St. Galler Klostergeschichten Ekkeharts IV. besitzt die Mittelalterforschung auf sehr lange Sicht eine mit aller Sorgfalt erstellte, höchsten Ansprüchen genügende Grundlage. Dass der Text noch heute – annähernd tausend Jahre nach seiner Entstehung – eine dank der deutschen Übersetzung auch für den Laien gleichermassen interessante, wie unterhaltsame Lektüre böte, sei nur am Rande bemerkt.

Alois Niederstätter, Dornbirn

Peter Erhart und Jakob Kurat Hüebli (Hg.), **Nach Rom gehen. Monastische Reisekultur von der Spätantike bis in die Neuzeit**, Böhlau, Wien / Köln / Weimar 2021 (Itinera Monastica, Bd. 3), 350 S.

Der hier anzuzeigende Sammelband vereint dreizehn Beiträge zweier Tagungen, die 2014 im Stiftsbezirk St. Gallen und 2016 am Istituto Svizzero di Roma stattfanden. Der Epochenschwerpunkt liegt auf dem Mittelalter, nur zwei Aufsätze sind frühneuzeitlichen Themen gewidmet. Breit gefächert sind hingegen die inhaltlichen Schwerpunkte und methodischen Ansätze. So finden sich eher überblicksartige Darstellungen (etwa von Alfons Zettler und Peter Erhart), daneben Aufsätze, die auf knappen Raum die Ergebnisse umfassenderer Untersuchungen zusammenfassen (zum Beispiel von Milena Svec Goetschi und Beat Immenhauser), sodann die Darstellung von Reisen einzelner Geistlicher (von Philipp Lang und Andreas Rehberg) bzw. einer Reliquientranslation von Elena Gritti. Schliesslich werden zwei bisher unedierte Texte aus den Klöstern Einsiedeln und Michaelbeuern erstmals abgedruckt, ins Deutsche übersetzt und kommentiert.

Auf diese Weise bietet der Band natürlich kein homogenes, aber dafür buntes und zum Weiterdenken anregendes Bild der Mobilität von Geistlichen in der Vormoderne. Höchst plastisch schildert etwa Christian Rohr die Mühen und Gefahren des Reisens. Das Problem der kaum zu kontrollierenden und disziplinierenden, vagabundierenden Mönche nimmt Matthew Bryan Gillis in den Blick und Eleonora Destefanis entwickelt in ihrem Beitrag grundsätzliche Überlegungen zum Spannungsverhältnis zwischen dem Ideal der

1 Digital einsehbar: <https://www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/csg/0615> (4. 8. 2021).

stabilitas loci monastischen Lebens einerseits sowie der Notwendigkeit des Reisens andererseits – sei aus praktischen Gründen, sei es als Pilgerfahrt mit durchaus religiöser Motivation. Im letzten Beitrag des Bandes fragt schliesslich Dieter Richter nach den Spezifika geistlicher Reiseberichte.

Doch nicht nur im Hinblick auf Theorie und Praxis des Reisens von Geistlichen hat der Band viel zu bieten, auch der Romforscher kommt bei der Lektüre der Aufsätze immer wieder auf seine Kosten. So wenn er erfährt, dass nordalpine Vorbehalte gegenüber der Ewigen Stadt sich bis ins Frühmittelalter zurückverfolgen lassen, heisst es doch schon in einem St. Galler Gedicht aus dem 9. Jahrhundert: «Nach Rom gehen: Viel Mühe, wenig Nutzen!» (S. 103). Von drehbuchtauglicher Anschaulichkeit sind dann die Passagen, in welchen der Abt von Einsiedeln Adam Heer seine Bemühungen schildert, gelegentlich seiner Romreise 1574/75 die Privilegien seines Klosters von der Kurie bestätigt zu bekommen. Papst Gregor XIII. zeigt sich geradezu verzückt von der Heiligkeit dieses Ortes, verweist den Abt aber an die Kardinäle Pellevé und Alciati, und diese ihn wiederum an den Kardinal und Bischof von Konstanz Mark Sittich von Hohenems (in dessen Bistum Einsiedeln ja liegt), der den armen Adam Heer ebenfalls mit freundlichen Worten abspeist: «Er wyste wol was Einsydlen für ein heylig orth were, und so ein herlich alt gotzhuss es billich für andere solt mer gwalt haben», in der Sache aber durch den Hinweis auf die formalen Bestimmungen des Trienter Konzils auf Zeit spielte: «diewyl aber das dem concilio Trydentino zu wyder, welte er es bepstlicher Heyligkeyt heymsetzen», was zur Folge hatte, dass der Abt schliesslich unverrichteter Dinge (jedenfalls in diesem Punkt) die Heimreise antreten musste und dies zähneknirschend kommentierte: «wie es dan warlich war, dan wir dess vil mer kosten dan nutz zytlicher wyss hettend» (S. 283).

Abkürzungsverzeichnis, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Personenregister und Ortsregister schließen den material- und perspektivreichen Band ab.

Arne Karsten, Wuppertal

Rechtsquellenstiftung des Schweizerischen Juristenvereins (Hg.), **Die Rechtsquellen des Kantons St. Gallen, dritter Teil: Die Landschaften und Landstädte, vierter Band. Die Rechtsquellen der Region Werdenberg: Grafschaft Werdenberg und Herrschaft Wartau, Freiherrschaft Sax-Forstegg und Herrschaft Hohensax-Gams, zwei Teilbände**, bearbeitet von Sibylle Malamud, Basel: Schwabe, 2020 (Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, 14. Abt.), 1070 Seiten.

Nach sechsjähriger Arbeit sind im November 2020 die beiden Teilbände der Rechtsquellen der Region Werdenberg erschienen. Die 1070 Buchseiten umfassende Edition ist ein wesentlicher Teil der umfangreichen St. Galler Beiträge zur Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen und schliesst die Lücke zwischen dem Sarganserland und dem Rheintal, zu denen die jeweiligen Quelleneditionen 2013 und 2018 erschienen sind. Die Werdenberger Ausgabe bezieht sich auf die Grafschaft Werdenberg, die Herrschaft Wartau (Burg Wartau und Etter Gretschins), die Freiherrschaft Sax-Forstegg und die Herrschaft Hohensax-Gams. Das Editionsgebiet umfasst somit nebst einem kleinen Teilgebiet der heutigen politischen Gemeinde Wartau – der grössere Teil davon ist in den Bänden zum Sarganserland enthalten – die politischen Gemeinden Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald. Die Edition behandelt Dokumente der Jahre 1050 bis 1798 und bildet somit die Fortsetzung und Ergänzung des Urkundenbuchs der südlichen Teile des Kantons St. Gallen, des Liechtensteinischen und des Bündner Urkundenbuchs, die ihrerseits bis in die

Quellen des Frühmittelalters zurückgehen. Mit der Werdenberger Edition ist nun das ganze zur Alten Eidgenossenschaft gehörende Gebiet des Alpenrheintals rechtsquellenmässig erschlossen.

Der erste Teilband (329 Seiten) beinhaltet die Einleitung mit aufschlussreichen Ausführungen zur Edition, einen fundierten geschichtlichen Überblick über die behandelten Herrschaften sowie die Verzeichnisse zu den Quellen. Gegen 200 Seiten umfassen die hilfreichen Register der Personen, Familien und Organisationen, das Ortsregister, das Sachregister und das Glossar.

Der zweite Teilband (741 Seiten) enthält den Editionsteil mit den 259 behandelten Schriftstücken. Sie werden jeweils erschlossen mit einem Regest, einer Stückbeschreibung, allenfalls weiteren Überlieferungen, einem Kommentar und dem vollständigen Editions-text.

Die Werdenberger Edition erscheint in 200 gedruckten Exemplaren, die den Zweck einer Referenzpublikation zu erfüllen haben. Tatsächlich nämlich handelt es sich um die erste Editionseinheit, die vollumfänglich digital erarbeitet wurde und im seit 2018 aufgeschalteten Portal der Rechtsquellenstiftung (SSRQ-online) für alle Interessierten frei zugänglich ist, inklusive Faksimiles der meisten der behandelten Stücke. Mit der überzeugend konzipierten digitalen Edition wurde beispielhaft umgesetzt, was im Projektbeschrieb von 2010 so formuliert worden war: «Ziel ist es, mit Hilfe von modernen computerlinguistischen Methoden die Suchmöglichkeiten und Darstellungsvarianten zu verfeinern. Diese verbesserten Zugriffsfunktionen kommen künftig nicht nur Historikern, Juristen und Volkskundlern, sondern auch allen Sprachforschenden zugute. Die digitale Edition bietet zudem den Vorteil, dass ortsunabhängig und zu jeder Zeit die Quellen sowie die Kommentare eines oder mehrerer Bände auf die verschiedensten Fragestellungen hin untersucht werden können.»

Die edierten Quellen umfassen einen Zeitraum von über 700 Jahren. Sie geben Einblicke in die politischen, gesellschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse vom Hochmittelalter bis in die Neuzeit, vom Entstehen der feudalen Herrschaften über deren Ablösung durch die Herrschaft der eidgenössischen Orte bis zum Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft und der Auflösung der Untertanengebiete. Die älteste Urkunde (12. Juli 1050) betrifft die Verleihung eines Forstes mit kaiserlichem Bann zwischen Wartau und Grabs durch Kaiser Heinrich III. ans Bistum Chur. Sie steht, wie die Bearbeiterin Sibylle Malamud vermerkt, als Beispiel früher Erwähnungen von Orts- und Flurnamen. Es folgen Urkunden des 13. Jahrhunderts, die das Auftreten der Freiherren von Sax und der Grafen von Werdenberg belegen: eine Stiftung vom 15. März 1210, mit der ersten urkundlichen Erwähnung der Burg Hohensax, und eine Urkunde vom 2. Mai 1259, in der sich erstmals ein Montforter, Graf Hartmann I., «von Werdenberg» nennt. Die weiteren Dokumente zeugen von der historischen Mannigfaltigkeit der Region und den sich wandelnden Herrschaftstraditionen. Berührt werden vielfältigste Rechtsgebiete, zum Beispiel Eigentums- und Herrschaftsrechte, Gerichtsbarkeiten, Privilegien und Regalien, Verwaltungsorganisationen, Handel und Zoll, Reformen, Verhältnisse zu den eidgenössischen Ständen, Ehe- und Erbrecht, Sittenmandate, Gesundheitswesen, Polizeiordnungen, Strafrecht oder auch Regelungen zur Raubtierjagd und deren Entschädigung. Eingang gefunden hat auch eine Notiz aus dem späten 18. Jahrhundert über «Abwehrzauber gegen Hexen, böse Menschen und Geister». Abgeschlossen wird die Edition mit Dokumenten von 1798 zur Entlassung der Glarner Landvogtei Werdenberg und der Herrschaft Hohensax-Gams in die Freiheit.

Für die Finanzierung des Werks waren gemäss Finanzierungsplan (ohne die Publikationskosten) gut 530'000 Franken erforderlich. Daran leisteten der Kanton St. Gallen 200'000 Franken und die Werdenberger Gemeinden 100'000 Franken. Weitere Beiträge kamen aus den Lotteriefonds der Kantone Glarus, Zürich und Schwyz – der Nachfolger der einstigen Landesherren – sowie von Stiftungen und Historischen Vereinen.

Der finanzielle Aufwand und das enorme Engagement der Bearbeiterin und der Projektleitung haben ein anspruchsvolles Projekt Wirklichkeit werden lassen, das sich in einem hochwertigen Quellenwerk manifestiert und der rechtshistorischen und regionalgeschichtlichen Forschung – auch dank des pionierhaften Einbezugs zeitgemässer digitaler Möglichkeiten – auf lange Sicht wertvolle Dienste und fruchtbare Anregungen leisten wird.

Hans Jakob Reich, Salez

Clive H. Church, Randolph C. Head, **Paradox Schweiz. Eine Aussensicht auf ihre Geschichte**, Zürich: Chronos 2021, 309 Seiten, 36 schwarz-weiss Abbildungen.

Eine weitere Schweizer Geschichte! Das wirft die Frage auf, was sie Neues zu bieten hat. In ihrer ursprünglichen Version hatte sie tatsächlich sehr Wichtiges zu bieten: eine kenntnisreiche Schweizer Geschichte für ein englischsprachiges Publikum. Nun liegt sie, von Peter Jäger besorgt, in deutscher Übersetzung vor. Ihre beiden Autoren, der eine im englischen Kent, der andere im kalifornischen Riverside domiziliert, sind mit der Schweiz und ihrer Geschichte seit längerem bestens vertraute Fachleute und habe auch eigene Forschungsbeiträge zur Schweizer Geschichte publiziert. Das ohne explizite Zuordnung der jeweiligen Autorenschaft auskommende Werk bildet eine Einheit. Die Kapitel zu den früheren Perioden dürften eher von Head aufgesetzt, die Kapitel zur jüngeren Zeit eher von Church entworfen worden sein. In der Schweiz kann die deutschsprachige Ausgabe manchen Lesern und Leserinnen nicht nur das vielleicht Bekannte aus der älteren Geschichte, sondern auch das bereits wieder Vergessene der letzten drei Jahrzehnte gewinnbringend in Erinnerung rufen. Diese Geschichte der Schweiz führt uns bis an die eidgenössischen Wahlen von 2019.

Was allenfalls neu sein soll, wird im Untertitel des Buches angekündigt: Es handelt sich um eine «Aussensicht». Und worin die zentrale Eigenheit der Schweiz gesehen wird, vermittelt der Haupttitel mit der Bezeichnung «paradox». Was aber erscheint widersprüchlich an diesem Land, an seiner Geschichte? Explizit wird das nirgends festgehalten, aber gemeint sein könnte damit etwa, was als Oszillieren zwischen Engagement und Rückzug, zwischen Erneuerung und ausgeprägtem Konservatismus bezeichnet wird (zum Beispiel S. 278). Die Aussensicht sorgt dafür, dass häufiger als in helvetischen Selbstbeschreibungen auch der europäische Kontext mindestens angedeutet wird. Ein Interesse gilt der Frage, wie aus archaischen Strukturen «letztlich» eine moderne Schweiz hervorging. Man erhält dazu eine dichte Erzählung, aber keine konzise Antwort auf diese schöne Frage, und eine solche kann es wohl auch schwerlich geben.

Die Darstellung kommt ohne ausformulierte Leitidee aus, ihr ist aber die wiederkehrende Feststellung wichtig, dass die gemeinsame Geschichte oder ein gemeinsames Geschichtsbild ein tragendes Element der nationalen Identität ist. Die mit «Making the Swiss» immer noch nicht nur sprachlich, sondern in diesem Fall auch mental angelsächsisch daher kommende Einleitung hält fest: Ihre «Geschichte (womit sowohl die gemeinsamen Narrative als auch die lange durch Fakten verbürgte politische Vergangenheit gemeint ist) war stets Garant dafür, dass eine Schweiz mit erkennbarer Eigenart alle euro-

päischen Katastrophen überdauerte und in gewandelter Form erhalten blieb» (S. 10). Ein zivilgesellschaftlicher Nationalismus habe trotz oder wegen des Fehlens sprachlicher und konfessioneller Gemeinsamkeiten seinen Fokus auf die historischen Wurzeln und die lange Tradition mit gemeinsamen konstitutionellen Regeln und Verfahren einen nationalen Zusammenhalt geschaffen (S. 180).

Stark beachtet werden die konfessionellen Differenzen, von denen es heisst, dass sie beinahe zum Auseinanderbrechen der Eidgenossenschaft geführt hätten. Dass dies nicht eintrat, wird mit dem Desinteresse der umgebenden Mächte sowie damit erklärt, dass die kollektiven Eigeninteressen der Eliten die religiösen Gräben überbrückten (S. 106). Konkret zeigte sich das in den so genannten Bauernkriegen, in denen sowohl Aufständische auf der einen Seite als auch die infrage gestellten Obrigkeiten auf der anderen Seite je überkonfessionell kooperierten (S. 95). Die Durchmischung in kleinem Raum und die damit verbundene sehr unmittelbare Erfahrung im Umgang mit Andersgläubigen könnten zudem eine praktische Koexistenz eher möglich gemacht haben (S. 92). Selbstverständlich wird auch die Legende der Kappeler Milchsuppe in die Erzählung eingebaut (S. 86).

Das Buch folgt der üblichen Epocheneinteilung, ohne diese zu diskutieren. Es nimmt darum in seinen Ausführungen zur Helvetik (S. 132) auch nicht den von André Holenstein im neuen Handbuch zur Schweizer Geschichte (2014) unterbreiteten Vorschlag auf, die Helvetik eher zur vorangegangenen Epoche des Ancien Régime und nicht zur neuen Zeit des 19. Jahrhunderts zu zählen. Die in der Schilderung der frühen Entwicklungen zunächst nur wenig berücksichtigten wirtschaftlichen Gegebenheiten werden für die Jahre 1500–1700 in einem separaten Kapitel unter dem Titel «materielle Welt» treffend dargelegt. In den weiteren Ausführungen erfährt diese Welt dann auch innerhalb der Schilderungen der weiteren Entwicklungen eine immer stärkere Beachtung, was die Frage aufwirft, ob denn «Wirtschaft» mit der Zeit stets wichtiger wird. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wird die Schweiz sogar zur «Industrienation» (S. 177). Offen bleibt allerdings, wie sehr wirtschaftliche Prosperität oder Rückbildung bloss Folge politischer Gegebenheiten sind oder diese umgekehrt in hohem Mass bestimmende Voraussetzungen für das Politische sind. Es fällt auf, und das ist nicht Kritik, sondern eine Beobachtung, die zu weiteren Überlegungen führen könnte, dass in der Frühzeit – wohl aus Mangel an sprechenden Quellen – nicht die gesamte Fülle des gesellschaftlichen Lebens dieses Landes in Erscheinung tritt und sich die Erzählung zunächst auf oberflächliche Vorgänge beschränkt, und der grosse Rest der Gesellschaft erst mit dem Gang durch die Jahrhunderte immer präsenter wird. In der Präsentation der Vorgänge bis ins 16. Jahrhundert dominieren die Ausführungen zur territorialen Entwicklung. Der Binnenentwicklung des politischen Systems wird nicht in gleicher Weise Beachtung geschenkt, immerhin wird aufgezeigt, dass die Schaffung der Tagsatzung von eminenter Bedeutung war (S. 51 f.).

Die Autoren absolvieren das ganze und den einheimischen Lesern und Leserinnen weitgehend vertraute Programm – bis hin zu Einzelheiten, etwa (S. 68) dem angedeuteten Verrat von Novara von 1500. Die detailreiche Schilderung dessen, was alles geschehen und demzufolge zu berichten ist, lässt keinen Raum für explizite Überlegungen zu übergeordneten Fragen. Zu den Vorbedingungen der Bundesstaatsgründung von 1848 heisst es, dass die «angespannte wirtschaftliche Lage» zwar eine wichtige Rolle gespielt habe, die «konfessionellen Angelegenheiten» jedoch die treibende Kraft in der politischen Auseinandersetzung gewesen seien (S. 154). Die wirtschaftlichen Voraussetzungen, die in den

1860er Jahren zur Demokratischen Bewegung geführt haben, sind jedoch deutlich unterbelichtet (S. 165).

Ausdrücklich gewürdigt sei, auch wenn dies gönnerhaft wirken mag, dass dieser faktenreichen «Aussensicht» keine Fehler unterlaufen. Krud ausgedrückt: Die nichtschweizerischen Autoren wissen enorm viel mehr über dieses Land als die allermeisten seiner Bürger und Bürgerinnen (Historiker und Historikerinnen eingeschlossen). Eine Korrektur muss hingegen angebracht werden: Nach der an sich bereits problematischen, weil zwei separate Politikbereiche vermengenden Feststellung, die Flüchtlingspolitik der 1930er Jahre habe die Neutralität kompromittiert, vermittelt die Darstellung in der nicht unwichtigen Frage, wer 1938 für die Einführung des J-Stempels verantwortlich ist, ein widersprüchliches Bild: In der Chronologie heisst es zutreffend, dass dies «auf Wunsch» der Schweiz geschehen sei (S. 288), im Lauftext steht hingegen, Heinrich Rothmund sei «auf den Vorschlag» des NS-Regimes eingegangen (S. 204). Diese Personalie ist insofern von Bedeutung, als dass die 1997 gemachte «Entdeckung», dass Rothmund (im Gegensatz zu seinen Mitarbeitern) kein Befürworter des J-Stempels war, von einer nationalistischen Publizistik genutzt wurde, jegliche Mitverantwortung seitens der Schweiz zu bestreiten (203 f.).

Es ist der Aufmerksamkeit gegenüber der Kraft mythischer Bilder und wohl auch der Aussensicht eigenen Perspektive zuzuschreiben, dass Wilhelm Tell einen prominenten Platz in dieser Darstellung erhält. Allein in der Einleitung ist fünf Mal von ihm die Rede. Immerhin hat der Verfasser dieser Rezension dank dieser starken Ausrichtung auf Tell auch erfahren, was er vorher nicht wusste, dass der Geschichtsschreiber Johannes von Müller nach 1805 in seiner Schweizer Geschichte Tell nachträglich mehr Platz eingeräumt haben soll, nachdem diese Figur durch Schillers Drama populärer geworden war (S. 140). Das Narrativ greift recht oft und schnell nach der Kategorie der kulturellen und politischen, manchmal auch der gefühlten Identität des Landes, wie dies eine landesinterne kritische Geschichtsschreibung weniger als gegeben annimmt.

Die Darstellung verzichtet auf weiterführende Hinweise, und die Bibliografie beschränkt sich, was in einer deutschsprachigen Ausgabe etwas sonderbar wirkt, auf die nur in sehr beschränktem Mass vorhandene angelsächsische Literatur. Manches von dem, was referiert wird, muss aus in dieser Publikation nicht aufgeführter Literatur stammen. Die 36 schwarz-weiss-Abbildungen sind eine echte Bereicherung und werden mit substanziellen Kommentaren erläutert.

Georg Kreis, Basel

Dominik Sauerländer, Die Reformation in den Freien Ämtern. Beispiel einer gescheiterten Landreformation, Zürich: Chronos, 2021 (Murensia, Bd. 9), 64 Seiten, 18 Farbbildungen, 1 Karte.

Seit 2008 die Reformationsdekade ausgerufen wurde, sind auf verschiedenen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Feldern wertvolle Beiträge dazu entstanden. Aus Schweizer Sicht und bezogen auf die Geschichtswissenschaften erwähnenswert ist das Handbuch *Die schweizerische Reformation*, 2017 herausgegeben von Amy Nelson Burnett und Emidio Campi im Auftrag des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes. Der neuste Forschungsstand darin stellte eine deutliche Absage an ein kohärentes Reformationsnarrativ dar, was einer Vielzahl von Geschichten schweizerischer Reformationen den Weg ebnete. Zu diesem vielstimmigen Bündel zählt auch das schmale Bändchen von

Dominik Sauerländer in der seit 2015 erscheinenden, ambitionierten Reihe *Murensia* aus dem Umfeld der Stiftung Geschichte Kloster Muri.

Die Publikation behandelt die Entwicklung in den Freien Ämtern entlang von Reuss und Bünz, hauptsächlich die heutigen Aargauer Bezirke Muri und Bremgarten, vom späten Mittelalter bis nach dem Zweiten Kappelerkrieg 1531. Es sind Gebiete, die nach der Eroberung des Aargaus durch die Eidgenossenschaft 1415 als Gemeine Herrschaften gemeinschaftlich regiert und von Landvögten im zweijährlichen Turnus verwaltet wurden. Zur Darstellung der Ereignisse und ihrer Hintergründe bedient sich der Aarauer Historiker Sauerländer älterer Arbeiten, die er im Lichte neuester Forschungsparadigmen in einen grösseren Zusammenhang stellt. Verdienstvoll ist quellenseitig der Beizug der *Annales Monasterii Murensis* von Anselm Weissenbach und der unveröffentlichten Selbstbiografie des Berner Münsterpfarrers Johannes Wäber. Die Untersuchung bedient sich des Konzepts des Kommunalismus von Peter Blickle und folgt den Erkenntnissen, die Peter Kamber 2010 in seiner Dissertation *Reformation als bäuerliche Revolution. Bildersturm, Klosterbesetzungen und Kampf gegen die Leibeigenschaft in Zürich zur Zeit der Reformation* dargelegt hatte.

Der erste Teil fokussiert auf die spätmittelalterlichen Voraussetzungen. Es wird gezeigt, wie die eidgenössische Herrschaft in den Freien Ämtern auf der Basis lokaler Selbstverwaltung funktionierte. Die eidgenössische Herrschaftsorganisation blieb rudimentär. Der Landvogt hielt nur dreimal jährlich Gericht, wurde überdies beim Einziehen der Steuern bemerkbar. Einen Landschreiber, mit Sitz beim Kloster Muri, später in der Stadt Bremgarten, gab es vor 1562 nicht. Umso bedeutender waren funktionierende, genossenschaftlich organisierte Bauern- und Kirchgemeinden.

Damit beginnt der zweite Teil, der sich den religiösen und konfessionellen Begebenheiten zuwendet. Schon im 15. Jahrhundert entstand auch in den Dörfern des Untersuchungsgebiets ein Bedürfnis nach mehr Seelsorge und mehr Mitsprache in kirchlichen Angelegenheiten. Dahinter steckt eine Entwicklung zur Kommunalisierung der Kirchen. Die Bauernfamilien verlangten nach einer eigenen Kirche im Dorf. Tatsächlich setzte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein sakraler Bauboom ein. Vielerorts entstanden Kirchen und Kapellen, oft mit prächtigen Bilderzyklen in Form von Freskenmalereien und mit volkstümlichen Kirchenpatronen, wozu zuweilen der Wechsel des Patroziniums (zum Beispiel in Wohlen vom Erzmärtyrer Stephanus zum Viehheiligen Leonhard) gehörte. Die Veränderungen im benachbarten Zürichbiet, die nach 1519 zur Reformation führten, boten den erstarkenden Landgemeinden in den Freien Ämtern die Möglichkeit, ihre Pläne von einer kommunal-territorialen Selbstverwaltung gegenüber feudal-dynastischen Herrschaftsvorstellungen durchzusetzen. Probates Mittel dazu war die Verweigerung von Zehntabgaben. Im Zuge dieser Entwicklung entschieden sich Teile der Oberfreiamts für den neuen Glauben (teils mit geteilten Pfarreien), das Unterfreiamt mehrheitlich, ebenso die Brückenstädte Mellingen und Bremgarten an der Reuss. Aus letzterer stammte Heinrich Bullinger, der in Zürich Nachfolger von Zwingli wurde. Ein weniger bekannter Freiämter Theologe, der zur Reformation beitrug, war der Berner Münsterpfarrer Johannes Wäber aus Merenschwand. Beide verliessen ihre Heimat nach der dort erfolglosen Reformation.

Diesem Scheitern gehört der dritte und letzte Teil. Gegen die Neuerungen wehrten sich die Innerschweizer Orte zuerst vergeblich. Sogar die in Bern und Zürich verfolgten Täuferfamilien fanden in der Gegend um Hägglingen und Dottikon eine zwischenzeitliche Zuflucht. Die von Zürich befeuerte Reformation bewegte sich bis zum Ersten Kappe-

ler Landfrieden 1529 in einem rechtsfreien Raum. In Wohlen, Villmergen, Niederwil, Hägglingen, Wohlenschwil, Göslikon und Bünzen kam es sogar zum Ikonoklasmus, ein Sakrileg in den Augen der altgläubigen Orte. Das Kloster Hermetschwil erlebte einen Klostersturm. Die zweite Schlacht bei Kappel und jene am Gubel im Herbst 1531 wendeten allerdings das Blatt auf dem gesamteidgenössischen Parkett. Zürich und Bern mussten kleinbegeben. Die Friedensregelung machte den Weg frei für die Rekatholisierung der Dörfer in den Freien Ämtern und auch der Städte Mellingen und Bremgarten, die am längsten bei der neuen Lehre geblieben waren.

Besonders verdienstvoll macht die Publikation von Dominik Sauerländer die konzi-se Schilderung der konfessionellen Entwicklung in der chaotischen Phase vor und zwischen dem Ersten und dem Zweiten Kappelerkrieg vor dem Hintergrund der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Ereignisse jener Jahrzehnte. Aus bereits bestehenden lokalen und regionalen Veröffentlichungen analysiert der gute Kenner der Freiamter Historiographie mit neueren Forschungsansätzen, wie die Innerschweizer Orte sich durchsetzten und weshalb so die Freiamter Reformation scheiterte. Passende Bildquellen unterstreichen die Aussage des Bändchens.

Patrick Zehnder, Birmenstorf AG

Fabrice Flückiger, *Dire le vrai. Une histoire de la dispute religieuse au début du XVI^e siècle. Ancienne Confédération helvétique, 1523–1536*, Neuchâtel: Alphil, 2018, 506 Seiten, 12 Abbildungen.

Es handelt sich hier um die Veröffentlichung in Buchform einer 2016 an der Universität Neuchâtel angenommenen Dissertation zu den religiösen Disputationen in der Frühen Neuzeit. Fabrice Flückiger bietet «une histoire sociale de la vérité religieuse produite dans les disputes» (S. 34). Dieses sozialgeschichtliche Projekt beruht auf der Annahme, dass die religiöse Disputation weniger als epistemischer Raum der Wahrheitsfindung, sondern vielmehr als performatives Mittel zur Wahrheitsproduktion zu verstehen sei. Nach einem Vorwort des Doktorvaters Olivier Christin grenzt Flückiger in der Einleitung sein Forschungsfeld ein und gibt Rechenschaft über Methode und Quellen. Er legt den Fokus auf die Hauptdisputationen, die zu Beginn der Reformation auf dem Gebiet der Alten Eidgenossenschaft stattgefunden haben. Diese werden in der wissenschaftlichen, politischen und kulturellen Praxis ihrer Entstehung und Durchführung kontextualisiert. Dazu werden vor allem offizielle Veröffentlichungen und institutionelle Quellen benutzt.

Die Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschungsliteratur im ersten Kapitel mündet in folgende Definition der Disputation: «Il s'agit d'une réunion de l'assemblée chrétienne incarnant l'Église invisible du Christ, autorisée à décider de la vérité grâce à l'écoute de la Parole de Dieu révélée dans les seules Écritures, et transformant la décision religieuse en affaire de la cité sous l'égide du magistrat, lui-même liée par la Parole divine garantissant la validité des décisions prises, qui auront valeur de loi pour toute la cité.» (S. 58). Von Zürich (1523) bis Bern (1528) über Baden (1526) werden dann die Genese und der Verlauf dieser Disputationen beschrieben. Die zwei nächsten Kapitel behandeln die Rolle der Obrigkeit. Flückiger zeigt auf, wie sich die Gemeinde als leibliche Einheit, ja als *res publica christiana* verstand. Sie beanspruchte eine Kontrolle über den örtlichen Klerus, damit dieser seiner seelsorgerlichen Pflicht nachkam. Die Kritik an der kirchlichen Einmischung in weltlichen Dingen insbesondere in der Gerichtsbarkeit der «cité» nahm im Spätmittelalter zu. Unter anderem Ulrich Zwingli hat diese obrigkeitliche Auf-

sicht für eine nun reformiert deklinierte Einheit der Gemeinde durch die Disputation gefördert. Mittels der Disputation inszenierte sich die Obrigkeit als oberste Gerichtsstanz über die weltlichen wie auch über die geistlichen Angelegenheiten. Das vierte Kapitel fragt nach dem Raum, in dem die Disputationen stattgefunden haben. Untersucht werden die Wahl der gastgebenden «cité» sowie des Gebäudes. Auch die Einrichtung des ausgewählten Ortes und die Rolle der Räumlichkeit im Gesprächsdiskurs werden betrachtet. Die Raumthematik wird in den Quellen aber kaum diskutiert. Die Lücken in den zeitgenössischen Quellen versucht Flückiger mit Darstellungen aus dem 17. Jahrhundert zu füllen.

Das fünfte Kapitel beleuchtet das professionelle Profil der Disputationsprotagonisten. Anhand von Zwinglis Werdegang typisiert Flückiger ihre soziale und intellektuelle Verfassung. Die Reformatoren verstanden sich als Kleriker, die ihre Pflicht vor Gott gegenüber der Amtskirche und der Gemeinde nachkamen. Mit ihrer akademischen und humanistischen Bildung waren sie rhetorisch wie auch philologisch bestens ausgerüstet, ihre Ansichten beim Disputieren durchzusetzen. In der Disputation legitimierte sie sich selbst als «clercs nouveaux». Die Rolle des Präsidenten und des Notars wird auch besprochen. Zuletzt kommen die Kleriker zur Sprache, die aus demselben Pflichtbewusstsein gegen die Reformatoren antraten. Im sechsten Kapitel fragt der Autor, wie die Wahrheit definiert und durchgesetzt wurde. Das Ziel der Disputation bestand nicht darin, einen Konsens zu finden, sondern die eine christliche Wahrheit wiederherzustellen. Die Disputationen sollen dabei erstmals theologische Klarheit im reformierten Lager durch Thesenformulierung gebracht haben. Das römische Lager stand jetzt unter Rechtfertigungsdruck. Flückiger zeigt weiter auf, wie die Disputation von der akademischen *disputatio* abwich und sich im Geiste des humanistischen Dialogs neu erfinden musste. Dabei spielten in den Disputationen das *sola scriptura* und die Frage um die Deutungshoheit der Heiligen Schriften eine entscheidende Rolle. Zuletzt wird auf den Zusammenhang zwischen der mündlich gehaltenen Disputation und dem polemischen Nachspiel mittels Schriften hingewiesen. Das letzte Kapitel setzt sich mit dem Religionsentscheid im Anschluss an die Disputation auseinander. Der Autor greift erstens ihre pneumatologische Begründung in der Anrufung des Heiligen Geistes auf. Das Selbstverständnis der Disputationsversammlung als «christliche Versammlung» setzt Flückiger in Kontrast zu der konziliaren und der synodalen Praxis, die von den Reformatoren abgelehnt wurden. Zuletzt stellt Flückiger die These auf, es habe eine «voie suisse» der religiösen Disputation dank den politischen Strukturen der Alten Eidgenossenschaft gegeben.

Der Autor kommt wenig überraschend, ja fast tautologisch, auf der letzten Seite der Konklusion zum Schluss: «La vérité religieuse était au fond un produit social» (S. 443). Nicht zuletzt grenzt sich diese sozialgeschichtliche Studie von einer konfessionellen Lesart der Disputationen ab. Der Autor leistet ein unverzichtbares Korrektiv zur bisherigen Forschung, die den Fokus zu einseitig auf das theologische Profil einzelner Disputanten gelegt habe, die dafür in Flückigers Studie in den Hintergrund rücken. Wird Flückigers Studie jedoch nicht als Ergänzung einer theologiegeschichtlichen Perspektive verstanden, setzt sie sich selbst der Gefahr einer einseitigen Darstellung aus, bei der die theologische Denkleistung einzelner Protagonisten unzureichend zur Geltung kommt.

Pierrick Hildebrand, Zürich

Philip Benedict, *Season of Conspiracy. Calvin, the French Reformed Churches, and Protestant Plotting in the Reign of Francis II (1559–60)*, Philadelphia: American Philosophical Society Press (Transactions Bd. 108/5), 2020, 224 Seiten.

In seiner neuesten Studie gelingt es Philip Benedict mithilfe des bisher in der Forschung kaum beachteten Berichtes von Gilles Triou (als annotierte Transkription im Anhang der Studie, S. 197–212) neues Licht auf die protestantischen Verschwörungen gegen die französische Krone und die einflussreiche Adelsfamilie Guise im Vorfeld der Hugenottenkriege (1462–1598) zu werfen.

Dafür rollt Benedict in einem ersten, sehr ausführlichen Abschnitt die Geschichtsschreibung zur Verschwörung von Amboise erneut auf und diskutiert sowohl die Quellen als auch deren Behandlung in der bisherigen Forschungsgeschichte. Besonders bemerkenswert und lobend hervorzuheben ist dabei die prägnante Reflexion der bisherigen Quellenrezeption in der Forschung (S. 77–81). Dabei weist Benedict nach, wie sich eine bestimmte Nacherzählung der Ereignisse als politisch-religiöser Adelskomplott durchgesetzt hat, welche auf die Arbeiten von Louis Régnier de La Planche und anderen Historikern des späten 16. Jahrhunderts zurückgeht. Dieses Narrativ hat die darauffolgende Geschichtsschreibung so stark dominiert, dass Alphones de Rubles Entdeckung des Berichtes von Gilles Triou² und die wichtigen, daran anschliessenden Arbeiten von Henri Naef und Alain Dufour oftmals ausser Acht gelassen wurden. Im anschliessenden Kapitel holt der Autor dieses Versäumnis nach und untersucht das Zeugnis von Gilles Triou, der im Anschluss an den vorzeitig gescheiterten Aufstand in Lyon im September 1560 verhaftet worden war und anhand einer Waffenliste in seiner Handschrift des Komplottversuchs überführt werden konnte. Benedict fokussiert sich bei seiner Quellenanalyse auf die sorgfältige Identifizierung und Kontextualisierung der zahlreichen Namen und Ereignisse, welche Triou beim Verhör zusammen mit seiner Beteiligung an der «Affäre Maligny» – wie der versuchte und dann vorzeitig abgebrochene Aufstand in Lyon genannt wurde – verraten hat. Daran anschliessend rekonstruiert Benedict in zwei weiteren, kurzen Kapiteln die Zusammenhänge zwischen der Verschwörung von Amboise und Lyon (S. 107–130) und zwischen Lyon und Orléans (S. 131–145), wo die Hauptanführer der Hugenotten rund um Antoine de Navarre und Louis Condé verhaftet, verurteilt und teilweise auch hingerichtet wurden. Dadurch nahmen die Verschwörungen ihr vorläufiges Ende. Im sechsten und vorletzten Kapitel hebt der Autor schliesslich den Bezug zu Genf und den im Titel der Monografie prominent hervorgehobenen Johannes Calvin deutlich hervor. Gestützt auf das «Livre des habitants», das «Livre de bourgeoisie» und die Briefkorrespondenz Calvins lässt sich dabei nachweisen, dass dieser trotz der öffentlichen Distanzierung von den Ereignissen (beispielsweise gegenüber dem Zürcher Reformator Heinrich Bullinger) sowohl als Geldgeber als auch als Vermittler von Informationen und Männern bei den Verschwörungen mitgewirkt hat.

Im letzten Abschnitt zieht Benedict konsequent die Schlussfolgerungen aus den Ausführungen der vorhergehenden Kapitel und plädiert für ein Neu-Denken der Natur und der Bedeutung der Verschwörungen von 1560 hinsichtlich dreier Punkte: Erstens sind die Verschwörungen nicht nur als Komplotte des Adels zu erzählen, da nachweislich auch Pfarrpersonen und Laien Schlüsselrollen eingenommen haben. Zweitens ist von der Fokussierung auf die Verschwörung von Amboise weg zu kommen, da dadurch andere – teilweise gar damit zusammenhängende – Komplotte (wie beispielsweise der versuchte

2 Zitiert und verwendet in: Alphones de Ruble, Antoine de Bourbon et Jeanne d'Albret, Paris 1882, Bd. 2, S. 143, 343–348.

Aufstand in Lyon) sträflich vernachlässigt werden. Drittens sind die Verschwörungen auch nicht mehr als rein innenpolitische Angelegenheiten zu verstehen, da nachweislich insbesondere Genf unter Beteiligung von Theodor Beza und Johannes Calvin und vermutlich auch die englische Krone die Aufstände ideell und finanziell unterstützt haben.

Abschliessend lässt sich festhalten, dass es Philip Benedict mit der vorliegenden Monografie eindrücklich gelungen ist, ein erstes Teilstück seines «ultimate goal» einer «in-depth narrative history» (Vorwort S. IX) der kritischen Jahre der französischen Reformation von circa 1552 bis 1563 zu schreiben, welche weder bloss Altbekanntes neu aufwärmt noch der Versuchung erliegt, die komplexen Zusammenhänge zu simplifizieren oder voreilig aufzulösen.

Ariane Albisser, Zürich

Olivier Bauer, *500 ans de Suisse romande protestante*, Neuchâtel: Alphil, 2020, 157 pages, 6 illustrations.

Professeur de théologie à Lausanne, Olivier Bauer réalise une synthèse de l'histoire du protestantisme de la région francophone de la Suisse. Issu d'un cours, disponible en ligne, l'ouvrage se mesure à des lieux communs du protestantisme, dont celui de son rôle dans la construction du monde moderne. L'auteur enquête sur les origines de sa confession, pour déconstruire un objet historiographique malaisé à définir.

En introduction, l'auteur pointe les précautions nécessaires à toute analyse du protestantisme romand. Notre regard est celui des héritiers d'une histoire traitant d'une Suisse, de cantons francophones ou d'une confession qui n'existaient alors pas en tant que réalités telles que nous les percevons. La majeure partie des 500 ans dont le portrait est dressé est donc celui d'un processus: la constitution indécise d'identités qui se recourent imparfaitement, non sans contradictions. Cette prudence conceptuelle est à saluer. Elle engage à congédier les simplifications pour privilégier l'étude critique d'un objet fini.

Suivant l'ambition de cette collection, c'est à l'exercice difficile d'un abrégé d'un demi-millénaire en 157 pages que l'auteur s'adonne avec un remarquable esprit de synthèse. Cela le conduit à donner à chacun des siècles de son plan une caractéristique principale: diffusion de la Réforme au XVI^e siècle, orthodoxie au XVII^e siècle, ouverture au XVIII^e siècle, diversification au XIX^e siècle, renouvellement aux XX^e et XXI^e siècles.

Le premier chapitre s'arrête sur une Réforme de l'Église qui, dans l'ancienne Confédération largement germanophone et protéiforme, est portée par Zurich et Berne. C'est de ce dernier canton que sont posés les jalons de la diffusion de la Réforme réformée dans des territoires sujets et alliés de langue française. L'auteur retrace ainsi cette chronologie initiée dès la conversion du mandement d'Aigle. Or, si l'homogénéité confessionnelle est recherchée, la coexistence peut parfois s'installer au gré des circonstances. Cela découle des aléas de la mise en place d'un principe de vote majoritaire quant au maintien ou la suppression de la messe, dont les limites et enjeux sont pointés par l'auteur.

Ce dernier adjoint à sa chronologie des tableaux et encarts qui renforcent la pédagogie et l'accessibilité de l'ouvrage. En outre, plutôt que d'évoquer les éléments doctrinaux qui mènent certaines parties de l'Europe à rompre avec Rome – Bauer réussit le tour de force de résumer les principes protestants en deux paragraphes dans l'introduction – il souligne plutôt les raisons empiriques qui poussent certains à adopter la Réforme, d'autres à la refuser, les derniers à la nuancer. C'est de cette triple réception que s'établissent les églises nouvelles.

Après la transition vers de nouvelles formes de piété, il faut éduquer et discipliner, ce à quoi s'attèle un XVII^e siècle que Bauer place sous le signe de l'orthodoxie. Le deuxième chapitre retrace cette organisation et les débats dogmatiques réglés par la *Formula Consensus*. Cette confession de foi stricte cristallise la tension entre relativisation du dogme et respect de la tradition. Discipline, contrôle des mœurs, rivalité avec l'autorité civile, orientation libérale de certains pasteurs parcourent une confession tiraillée entre accueil des coreligionnaires chassés d'autres pays et controverses entre orthodoxie «stricte» et «raisonnée».

À l'orée du siècle des Lumières, ces orientations divergentes sont incarnées par trois pôles géographiques qui scandent un troisième chapitre: Neuchâtel est placée à mi-chemin entre le conservatisme de Berne et l'ouverture des pasteurs genevois. Dans les faits, ce n'est pas sans peine que les évolutions s'imposent. Certes, Genève fait office de pionnière lorsqu'elle renonce à exiger des ministres la signature d'une confession de foi. Ces tendances rationalistes n'empêchent cependant pas la condamnation des idées circulant en France, dont celles de Rousseau. C'est ainsi de l'extérieur que proviennent les impulsions, notamment l'établissement de la liberté de conscience et de culte, à la suite de la Révolution.

Le quatrième chapitre évoque la Suisse moderne émergeant lentement au XIX^e siècle, où les évolutions séculaires se combinent étroitement avec des considérations religieuses qui constituent un accélérateur de la mobilisation politique. L'État fédéral moderne et radical, dont la Constitution reconnaît la liberté de croyance et de conscience, est le produit de la dissolution d'une alliance qui a aussi un aspect religieux. La brève guerre civile ne met pourtant pas un terme aux débats sur la relation de l'Église à l'autorité civile. Malgré la victoire apparente des cantons protestants et libéraux sur les catholiques, les protestants se divisent. En Romandie comme ailleurs, ces divergences vont croissant: entre les Églises nationalisées soumises à l'État et des Églises indépendantes prônant l'orthodoxie et s'adonnant librement à leur rôle social dans un moment d'industrialisation et de paupérisation, les discours se durcissent. Il en ressort l'image d'un protestantisme romand hétérogène, nonobstant une ambition commune d'endiguer l'impiété *via* des campagnes contre l'isolement social et l'espoir de convertir des catholiques.

Ces tendances persistent au XX^e siècle. Cantonales, les Églises réformées cultivent leur spécificité tout en s'ouvrant à la collaboration, à la radiodiffusion, à la féminisation, à l'œcuménisme. Ces initiatives côtoient la diminution du nombre de fidèles, à laquelle tentent de parer les fusions entre Églises libres et nationales. Face à cette érosion et à l'épuisement des ressources financières, les controverses du siècle passé s'estompent. Le XXI^e siècle étant jeune, l'auteur profite du chapitre y afférent pour dresser un bilan contrasté, articulé autour des commémorations du jubilé de Calvin et de la Réforme. Ces moments de célébration voilent une situation précaire: après le temps de l'établissement, de la fixation puis de la libéralisation, celui du déclin serait venu, incarné par la fermeture de certaines facultés de théologie. Concurrencées par les Églises évangéliques, les Églises réformées de Suisse romande se trouvent à la croisée des chemins, face à un avenir incertain.

Clair, sobre, riche, conforme à une critique protestante ne s'interdisant pas la confrontation au passé, l'ouvrage est loin de l'hagiographie. Il offre une porte d'entrée remarquable pour mesurer les facettes du protestantisme en Suisse romande, malgré certaines incohérences de dates dues à la nécessité de concision. Ces rares erreurs sont compensées par la qualité de la démonstration et la réussite de ce pari consistant à dégager l'évolution

d'un protestantisme romand en constant renouvellement. Un ouvrage utile aux spécialistes autant qu'au grand public.

Marc Aberle, Neuchâtel

Sandrine Girardier, *L'entreprise Jaquet-Droz. Entre merveilles de spectacle, mécaniques luxueuses et machines utiles (1758–1811)*, Neuchâtel: Alphil, 2020, 609 pages, 27 illustrations.

Qui ne connaît la célèbre et célébrée triade androïde Jaquet-Droz exposée au Musée d'art et d'histoire de Neuchâtel, racontant à des visiteurs émerveillés l'histoire devenue classique du génie horloger suisse? Poser cette question d'entrée de jeu, c'est faire un retour sur l'aura mythique qui s'est cristallisée autour des trois artisans horlogers chauds-fonniers Pierre Jaquet-Droz, son fils Henry-Louis et leur associé Jean-Frédéric Leschot. Un mythe consolidé au travers d'un discours patrimonial, voire patriotique, sur l'industrie horlogère des Montagnes neuchâteloises, longtemps perpétué par une abondante littérature apologétique et que Sandrine Girardier, auteure déjà de plusieurs ouvrages sur les liens entre horlogerie, automates et luxe, entend justement déconstruire.

Exhibés en spectacle, en machines de divertissement, occupant une grande place dans la production des Jaquet-Droz, leurs automates sont partis en tournée à travers l'Europe, de la cour de Madrid, où Pierre entreprend des premières démarches commerciales en 1758, puis à Paris, capitale de la mode et du luxe, à Londres enfin, noeud névralgique des circulations marchandes intercontinentales, entre les Amériques et l'Asie – l'Asie surtout après la perte des colonies américaines. Vers la fin du XVIII^e siècle, Londres, siège de la Compagnie anglaise des Indes orientales, est en effet devenue une pièce maîtresse dans le développement du commerce européen «à la Chine», notamment d'objets d'horlogerie et de mécaniques de luxe. Comprenant dans quelle direction souffle le vent, Henry-Louis y installe un atelier et c'est ici qu'il rencontre James Cox qui s'est acquis une réputation internationale avec son *Museum*, expositions d'artefacts mécaniques. Mais surtout, intermédiaire efficace, bien introduit dans le milieu des fonctionnaires cantonnais, passage obligé des importations d'Europe, Cox ouvre le marché chinois aux Jaquet-Droz. Et ce sera leur principal débouché durant le dernier quart du siècle. À l'instar de quelques autres artisans-horlogers de l'Arc jurassien, que j'ai appelés ailleurs «faiseurs de globalisation», l'entreprise Jaquet-Droz fonctionne sur un modèle d'affaires assez classique pour l'époque, de par sa configuration triangulaire entre la Suisse (deux ateliers de fabrication à La Chaux-de-Fonds et à Genève), l'Angleterre (le commissionnaire londonien Cox) et l'outre-mer (les factoreries anglaises établies par Cox à Canton).

Avec cet ouvrage, issu d'une thèse de doctorat, Sandrine Girardier nous plonge dans le laboratoire horloger des Jaquet-Droz, dans la matérialité d'une histoire des objets, de leur construction et de leur réparation, tout en prêtant une attention soutenue à l'évolution de la demande. Elle nous fait entrer dans la circulation de ces objets, des marchands et des techniques dans un contexte qui se globalise et documente la transformation de celles-ci à la lumière de données culturelles. Cette étude très fouillée, exigeante, s'inscrit dans plusieurs registres – histoire des savoirs, histoire économique et sociale, histoire de la culture matérielle – et se divise en cinq axes de recherche.

La première partie (*D'une hagiographie technique au renouvellement historiographique*) présente une histoire de l'histoire du trio d'artisans mécaniciens, ces «génies de la nation suisse», et s'attache à déconstruire le «mythe Jaquet-Droz» en analysant les nombreux textes qui ont contribué à une héroïsation de ces trois figures et à la perpétuation

d'un discours glorificateur valorisant le savoir-faire technique et le patrimoine horloger de toute une région. La deuxième partie (*Automates – Automythes: technique, spectacle et gloire*) nous introduit dans l'histoire des automates (avant les Jaquet-Droz) et de la culture technique du XVIII^e siècle, étudie la relation entre arts et science, entre mécanique et automates, ces ancêtres de la programmation, annonciateurs du remplacement de l'homme par la machine (p. 31). L'auteure montre aussi comment, par des spectacles itinérants, les androïdes Jaquet-Droz sont devenus un outil de promotion commerciale et le faire-valoir de la société neuchâteloise. Produire pour vendre: ce sont les thématiques des troisième et quatrième parties de l'ouvrage, qui ne concernent plus seulement les automates, mais également une ample gamme, vaste et diversifiée, d'ouvrages mécaniques dans le segment du luxe (*Produire le luxe horloger: la fabrique éclatée au service de l'adaptation / Vendre le luxe horloger: la complexité du commerce international comme marché de niche*). Pratiques d'atelier, réseaux de sous-traitants et de fournisseurs, compétences entrepreneuriales, innovations, transferts de technologie: la complexité des processus de fabrication et de l'organisation du travail est parfaitement démontrée, de même qu'est documentée de manière détaillée dans la quatrième partie l'adaptation aux demandes de contrées éloignées tant sur le plan géographique que culturel, l'organisation du transport de marchandises précieuses, les risques et l'instabilité des marchés, notamment au tournant du XVIII^e siècle, forçant alors la fermeture de l'entreprise (1811). Des automates de spectacle aux prothèses anatomiques articulées: le cinquième axe de l'ouvrage (*La mécanique utile*), une partie fort nouvelle et originale, fait comprendre l'envergure technique et sociale de l'entreprise, décline sa participation aux projets d'utilité publique de la Société des Arts de Genève et expose l'intérêt des Jaquet-Droz pour le bien commun.

On l'aura compris, cette magistrale étude se situe à l'interface de plusieurs mondes, ceux de l'artisanat horloger, du divertissement, des circulations internationales, des savants, de la médecine et de la philanthropie. Et ce, dans un monde en pleine mutation industrielle et technique. Voici donc une histoire, fort réussie, d'une entreprise neuchâteloise, microcosme ancré dans un contexte large, international au-delà du local, pour éclairer une histoire globale de l'horlogerie au XVIII^e siècle. Mais pourquoi, dans l'introduction (p. 37–39), cette référence à la *business history*, une discipline des sciences sociales née dans les années 1960 qui a ses propres théories, ses typologies et ses méthodologies (notamment comparatives), alors que l'auteure n'évoque aucun de ses exposants? D'autant plus que cette digression reprend des éléments déjà énoncés et qui seront abondamment développés par la suite. Dans ce volumineux ouvrage, quelques répétitions inutiles (en note 150, une liste complète des archives de la Société des Arts, alors qu'elle figure au complet dans la partie «Fonds d'archives», page 498) et autres redites auraient pu être évitées. Mais cela n'enlève rien à la qualité de cette minutieuse recherche, fondée par ailleurs sur une maîtrise impressionnante de plusieurs corpus d'archives publiques et privées de provenances diverses (Suisse, Angleterre et France).

Béatrice Veyrassat, Rolle

Stephan Schwarz, *Im Spannungsfeld zwischen Wiederherstellung und Wandel. Die politische Elite der Schweiz während der Restauration von 1814 bis 1830*, Basel: Schwabe, 2021, 634 Seiten.

Auf das Ancien Régime folgt in der Schweiz bekanntlich die Helvetik, dann die Mediation, dann die Restauration, dann die Regeneration. So hat man's gelernt – und im Kopf. Die vorliegende Arbeit überprüft und relativiert diese Einteilung und kommt, dies

sei vorweg festgehalten, zum gut nachvollziehbaren Schluss, dass der Übergang von der Mediation, die man auch als die kleine Restauration bezeichnen kann, fließend war und dass die Periode 1814–1830 keine Einheit bildete und nach 1825 zunehmend unterschiedliche Tendenzen aufkamen. Der Befund dieser Arbeit beruht auf der systematischen Analyse von 24 Lebensläufen von Angehörigen der politischen Führungselite und folgt dem von Lawrence Stone in den 1970er Jahren lancierten Konzept der Prosopographie. Wie kam dieses *Sample* zusammen? Die Kollektivbiografie dieser Abklärung umfasst Fallbeispiele aus 14 Städtkantonen, zwei Landsgemeindekantonen und acht «neuen» Kantonen. Es wäre von Interesse gewesen, etwas mehr über die sich bei der Auswahl der rekonstruierten Biografien stellenden Probleme zu erfahren. Die Personen mussten Amtsinhaber sein, ihre Karriere musste in der Helvetik angefangen haben, die Männer mussten «bedeutende» und «massgebende» Persönlichkeiten der Restaurationsepoche gewesen sein und wohl auch gut dokumentiert sein. Die biografische Erfassung beschränkt sich, was bei der Breite der Abklärungen verständlich und notwendig ist, weitgehend auf Sekundärquellen.

Der prosopographische Hauptteil der Arbeit (S. 205–540) zeigt, inwiefern die verschiedenen Lebensläufe übereinstimmen oder voneinander abweichen und die politischen Führungspersonen ihren Ausgangshaltungen «treu» geblieben sind oder sich im Laufe der Zeit der Entwicklung angepasst haben. Die Regimewechsel von 1798, 1803 und 1814 waren nicht von rigiden Abrechnungen gekennzeichnet, die Kontinuität wäre teilweise noch stärker gewesen, wenn in den vorangegangenen Regimen engagierte Kräfte vermehrt bereit gewesen wären, sich in den folgenden Regimen zur Verfügung zu stellen. Die Kontinuitätsphänomene weiterhin im Auge behaltend, könnte in einer weiteren Studie noch vermehrt darauf geachtet werden, inwiefern die vorübergehend ins politische Abseits geratenen Helvetiker im Laufe der Restauration wieder zum Zug kamen und in Teilen der Schweiz den Übergang zu Regenerationsregimen mitbetrieben.

Die allgemeine Entwicklung wird als gegeben angenommen und einfach als Messgrösse für die Haltung der untersuchten Personen angenommen. Mithin wird nicht umgekehrt danach gefragt, wie die erfassten Akteure den Gang der Geschichte allenfalls mitbestimmt haben. Darum gibt es auch keine Überlegungen zur Frage, welche Faktoren den als «fortschrittlich» bezeichneten Prozess der Jahre 1814–1830 vorangetrieben haben. Weiter abzuklären bleibt darum die alte Frage, inwiefern die von den konservativen Kräften mitgetragene oder sogar selber vorangetriebene wirtschaftliche Modernisierung zu einer Erosion ihres eigenen sozio-politischen Fundaments führte. Erfasst werden die Haltungen zum Wahlrecht, zur Besteuerung (Zensus), zur Gleichstellung von Stadt und Land und zum Verhältnis Bund und Kantone, aber nicht etwa zu Wirtschaftsfragen (Zunftregime und Binnenzöllen bzw. den sich in dieser Zeit häufenden interkantonalen Konkordaten). Auch die Haltung zur Volksschule bildet kein Abklärungskriterium. Hingegen wird gezeigt, dass das angehobene Bildungsniveau der Eliten (und damit der zunehmende Anteil der Funktionselite) eine wichtige Voraussetzung für die Entfaltung des «Reformgeists der Zeit» war. Schwarz stellt fest, dass es in der «neuen Politikergeneration», welche die Konservativen und die Altliberalen um 1830 ablöste, viele frisch ausgebildete Juristen gab, die an deutschen Universitäten mit dem Geist des Vormärz in Berührung gekommen waren.

Einen wesentlichen Grund dafür, dass dem restaurativen Trend Grenzen gesetzt waren, sieht der Verfasser in der föderalistischen Struktur der politischen Schweiz. Das Nebeneinander unterschiedlicher Rechtsräume wirkte sich zu Gunsten der Verbreitung

der liberalen Demokratievorstellungen aus. Zudem waren die neuen, 1803 geschaffenen Kantone tendenziell liberaler eingestellt als die alten und wirkten so im Gesamtgebilde der Schweiz als Fortschrittsfaktor. Selbst in den konservativen Kantonen seien die Verhältnisse nach 1814 heterogener gewesen als vor 1798 im Ancien Régime. Schwarz sieht bestätigt, was Volker Reinhardt, der Pate seiner Habilitationsschrift, bereits 2010/11 dazu festgehalten hat, nämlich dass die traditionelle Führungsschicht der Restaurationsjahre ihr altes Monopol und ihre alte Autorität nicht hätten zurückgewinnen können, ihre Reputation sei wegen des «ruhmlosen Abtritts» 1798 zu stark beschädigt gewesen (S. 585 f.).

Georg Kreis, Basel

Joseph Jung, **Das Laboratorium des Fortschritts. Die Schweiz im 19. Jahrhundert**, Zürich: NZZ Libro, 2020, 678 Seiten, 133 Abbildungen.

In fünf Hauptteilen, die alle auch als Bücher für sich hätten publiziert werden können, behandelt der Wirtschafts- und Kulturhistoriker Joseph Jung in diesem reichhaltigen Werk die vielfältige Tourismus-, Verkehrs-, Wirtschafts-, und Migrationsgeschichte der Schweiz im langen 19. Jahrhundert. Bereits im Vorwort wird klar, dass der Autor die vorliegende Studie als Kulminationspunkt seines akademischen Arbeitens betrachtet. Er vergleicht sich mit einem «Reisenden, der auf dem letzten Hügel vor der Stadt innehält und zurückblickt, um sein Land noch einmal als Ganzes ins Auge zu fassen.» (S. 4).

Jung will mit diesem «mehrdimensionalen Panorama» ein «Lebensgefühl» dieser im Wandel begriffenen Epoche vermitteln (ebd.). Das tut der Autor insbesondere mit der Zuhilfenahme von visuellen Quellen. 133 kommentierte Abbildungen und Gemälde laden zwischen den sorgfältig aneinander gereihten Textblöcken zum Verweilen und Staunen ein. Landschaftsmaler wie Giovanni Segantini, Gabriel Lory und Johann Jakob Meier machen den Anfang, gefolgt von Albert Anker, Edouard Kaiser und Adolph Menzel. Entsprechend dient die hiesige Bergwelt, die im 19. Jahrhundert entdeckt, bestiegen, vermessen, besungen und künstlerisch verklärt wurde, als Einstieg in dieses Opus magnum. Die Alpen galten nicht länger als gefährlich und furchteinflössend, sondern wurden alsbald als majestätischer und natürlicher Gegenpol zur «dekadenten» Stadt wahrgenommen. Folglich entstand der Tourismus in enger Abhängigkeit zu dieser Alpenentdeckung. Touristen, Naturforscher, Abenteurer, Lustreisende, Alpinisten und Reiseführer trugen zum Florieren der ersten Kur- und Wanderdörfer am Fuss der Berge bei. So entstanden (sub-)alpine Hotels, Gasthäuser und Herbergen, die die Berge zum Identitätsmarker und nationalen Symbol werden liessen. Damit einher gingen auch die wissenschaftliche Vermessung, Kartierung und Erforschung der Alpen. Gelehrte Explorationen und touristische Entdeckungs- und Erholungsreisen führten spätestens in der Belle Époque zu einer «im Ausland um sich greifenden Alpenbegeisterung» (S. 31). Eine Auswertung der Gäste und Touristen und ihrer Herkunftsländer beschliesst den ersten Teil, den Jung unter dem Obertitel «Attraktionen – die Entdeckung der Berge» (S. 7–190) abhandelt.

Im darauffolgenden Kapitel schreitet Jung weiter und widmet sich der Auswanderung. «Aufbrüche – im Sog der Welt» (S. 191–265) beschreibt die vielfältigen Formen der schweizerischen Emigration im 19. Jahrhundert. Hier finden sich die weltbekannten Bündner Zuckerbäcker, die «Schwabengänger», die Nachfahren früherer Söldner, die Siedlungs- und Berufsauswanderer in die Neue Welt sowie viele emigrierte Geistliche. Jung richtet seinen Schweinwerfer auf schillernde Exponenten wie den Solothurner Bundesratssohn und Afrikaforscher Werner Munzinger oder etwa den Thurgauer Alfred Ilg, der in Äthiopien zum «Modernisierer» des Landes wurde.

Dass diese Emigration überhaupt möglich wurde, war dem technischen Fortschritt geschuldet, der sich im immer schnelleren Transport- und Reisewesen niederschlug. Jungs drittes Kapitel «Lebensadern – die Verknüpfung der Systeme» (S. 267–359) beleuchtet just jene Technik- und Verkehrsgeschichte. Ostensiv vom Fortschrittsglauben geprägt, setzte nach der Bundesstaatsgründung ein wirtschaftsliberaler Modernisierungsschub ein, der zur Grundlage der wohlhabenden und vernetzten Schweiz werden sollte. (Eisen-)Bahnen, Schiffe und (Alpen-)Strassen ermöglichten den Massentourismus und legten so die Grundlagen für den materiellen Reichtum.

Auf die personellen Schöpfer dieses Reichtums geht Jung im Kapitel «Entgrenzung – waghalsige Fortschritte» (S. 361–531) ein. Hier führt der Autor die Wirtschaftspioniere und -kapitäne aus den unterschiedlichsten Branchen ein, die farbige Schlaglichter auf die schweizerische Industrie- und Wirtschaftsgeschichte liefern. Unternehmer, Wissenschaftler, Visionäre und Industrielle betrachtet Jung als Charakteristika der experimentier- und exportfreudigen Schweizer Bevölkerung.

Im abschliessenden Fazit «Schlagzeilen – vom Entwicklungsland zum Laboratorium des Fortschritts» werden die Hauptthesen des Autors präsentiert: Die nach Jung zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch stark ländlich und agrarisch geprägte Schweiz habe in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Anschluss an andere «moderne» Staaten verloren. Grosse langfristige Infrastrukturprojekte hätten es wegen der politischen Struktur der Schweiz schwierig gehabt. Das mag zwar für die Eisenbahn stimmen, jedoch nicht für den Strassenbau. Erst mit 1848 habe sich die von Jung postulierte Blockade lösen können und eine fundamentale Wende weg vom rückständigen und instabilen Armenhaus Kontinentaleuropas hin zur mustergültigen demokratischen Alpenrepublik ermöglicht. Die (aus-)politische Stabilität in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hätte diesen Aufstieg und Aufschwung beschleunigt. Dieses klassisch liberale Narrativ des Escher-Biographen ist nicht unbestritten. Dass erst der Bundesstaat von 1848 das vormalige Entwicklungsland aufblühen liess, scheint etwas konstruiert. Eher dürfte es umgekehrt gewesen sein: Das sich entwickelnde Land gab sich mit dem Bundesstaat die geeignete Form. Für diese These würde auch die verhältnismässig starke Industrialisierung der Schweiz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sprechen. Der kantonale Strassenbau, die Dampfschiffahrt, die Gründung kantonalen Universitäten, das Schulwesen und die weltweit exportierende Textil- und Uhrenindustrie sind alle nicht einfach 1848 vom Himmel gefallen.

Jung lässt keinen Zweifel daran, dass er das «Transport- und Kommunikationswesen» als den «wichtigsten Treiber» im eidgenössischen Transformationsprozess versteht (S. 541, 554–556). Ein engmaschiges und privatwirtschaftliches Bahnnetzwerk, ab 1852 aufgebaut, ermöglichte den Aufbau einer Bildungslandschaft, touristischer Hotellerie sowie die internationale Durchdringung. Mit pünktlichen Zugverbindungen vom Norden in den Süden und vom Westen in den Osten wuchs die Schweiz zusammen. Sie verband weit entfernte Regionen und diverse Kultur- und Sprachräume.

Auch wenn die Eidgenossenschaft gemeinhin als rohstoffarmes Land bezeichnet wird, weist Jung zurecht auf die riesigen Wasser- und Steinvorkommnisse hin. Die Wasserläufe erleichterten nicht nur den Transport, sondern waren auch die Grundlage für das Gedeihen der Textilindustrie, die schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts florierte. Und im 19. Jahrhundert wurden die Hochalpen vom Standortnachteil zur materiellen wie immateriellen Ressource. Es sind diese und viele weitere Einsichten, die Jungs originelle Gesamtschau basierend auf jahrzehntelanger Forschung ausmachen. Der Autor versteht das schweizerische Werden im 19. Jahrhundert nicht als geradlinige Transformationszeit.

Vielmehr betont er verschiedenste thematischen Laboratorien, die er zu einem Panorama der jungen Republik verwebt. Diese wunderbar illustrierte Synthese dürfte noch lange ihresgleichen suchen.

Marcel Berni, Bern

Laurence Marti, **L'émergence du monde ouvrier en Suisse au XIX^e siècle**, Neuchâtel: Alphil, 2019 (coll: Focus, vol. 30), 142 pages, 12 illustrations.

En accord avec les visées de la collection Focus, Laurence Marti livre une synthèse exhaustive de l'histoire suisse du mouvement ouvrier au XIX^e siècle. Pour ce faire, l'auteure adopte différents angles d'approche: le contexte socio-économique, les représentations du monde du travail ou encore les évolutions concrètes de l'exercice professionnel. Elle brosse ainsi un tableau tout en nuances de l'identité ouvrière en devenir.

Comme le souligne Laurence Marti, l'intérêt du propos tient notamment à sa résonance actuelle. Saisir les origines de la «question» ouvrière, c'est esquisser des pistes de compréhension de la situation contemporaine. L'une des ambitions initiales de l'ouvrage consiste à déconstruire certains mythes rattachés au mouvement ouvrier, qu'il s'agisse de son prétendu misérabilisme ou de son supposé militantisme. L'auteure s'attache, par exemple, à démontrer que la «fabrique», longtemps pensée dans l'imaginaire collectif comme toute puissante tant par sa stature que par sa présence dans le paysage suisse, était alors encore un lieu de travail marginal et de taille réduite.

L'ouvrage s'appuie sur une série d'études fouillées qui rendent compte de l'apparition du monde ouvrier en Suisse. Des données chiffrées étayent les allégations et des exemples précis de la vie d'alors illustrent le propos. Quelques images et photographies d'époque viennent aussi enrichir l'historique. De plus, loin de se borner à évoquer les grandes tendances de la période, Laurence Marti intègre des problématiques sous-jacentes souvent écartées des travaux synthétiques. Il en va ainsi de la thématique des femmes et des enfants. On y découvre une population lourdement mise à contribution dans le développement industriel qui ne récolte ni reconnaissance sociale, ni égards économiques pour les efforts fournis, sans compter une marge d'expression particulièrement ténue. Les secteurs du tourisme et des transports, parents pauvres des grandes recensions, trouvent ici une place de choix aux côtés de la métallurgie ou du textile, quant à eux fréquemment traités.

Le principal enseignement de l'étude est que le mouvement ouvrier a connu une affirmation progressive dans le courant d'un XIX^e siècle balayé par de nombreuses crises. L'industrialisation fait son chemin à côté d'un secteur agricole toujours prédominant et de l'artisanat en atelier. L'évocation d'une révolution industrielle n'a pas cours en Suisse: il s'agit bien plutôt d'une «évolution graduelle». Ceci tient en grande partie à un développement inégal selon les dispositions cantonales et les secteurs d'activité. L'histoire du mouvement ouvrier n'étant pas homogène, l'identité de ce dernier ne peut être que disparate, du moins dans la première moitié du siècle. Laurence Marti illustre bien cette ambivalence entre, d'une part, une grande hétérogénéité dans le monde ouvrier et, d'autre part, l'ébauche d'une cohésion identitaire. La première configuration tient à la diversification qui se retrouve à de nombreux niveaux: métiers, lieux de travail, systèmes salariaux, législations locales, origines nationales, statuts sociaux, etc. La seconde configuration est redevable de plusieurs éléments fédérateurs du mouvement ouvrier qui affirmeront ses contours tout au long du XIX^e siècle: mécanisation et fragmentation des tâches à l'origine de la transformation des métiers, conditions de travail, regroupement autour de la fabri-

que, activités de sociabilité, associations professionnelles, premiers soulèvements collectifs, etc.

Finalement, ce sont divers facteurs comme le mode de vie, les horaires, l'organisation familiale et la défense syndicale qui vont peu à peu forger un monde ouvrier distinct des autres catégories sociales de la population. La loi sur les fabriques, datant de 1877, offre aussi à la catégorie ouvrière une existence et un statut officiel en même temps qu'une visibilité. C'est donc graduellement que l'entité ouvrière trouve sa spécificité dans des faits concrets et dans les représentations sociétales.

S'adossant à des sources de seconde main, le livre constitue avant tout un recueil de faits objectifs, auquel il pourrait manquer une réflexion d'ensemble. L'étude se veut neutre et éloignée d'un courant d'analyse particulier au point d'occulter des notions connexes, si ce n'est essentielles à la thématique ouvrière du XIX^e siècle, comme le prolétariat ou la classe sociale. Faute de sources primaires et de témoignages, Laurence Marti n'explique pas suffisamment la façon dont la catégorie concernée se pense et se caractérise de l'intérieur. Cependant, elle contourne en partie cet écueil en rendant bien compte de la manière dont celle-ci est définie par les *têtes pensantes* du mouvement ouvrier et par le « regard des autres » groupes – philanthropes, intellectuels, politiciens ou ecclésiastiques.

L'auteure affiche une volonté de peindre une fresque principalement descriptive et factuelle. Cette option laisse au lecteur une marge d'interprétation et d'analyse des éléments livrés. Laurence Marti nous offre une photographie d'ensemble d'une catégorie sociale en pleine affirmation. Il s'en dégage une histoire équivoque, entremêlée de conditions de vie extrêmement rudes et de progrès sociaux comme techniques impressionnants.

Anne-Vaia Fouradoulas, Fribourg

Laurent Tissot, Patrick Vincent, Jacques Ramseyer (a cura di), **Dévoiler l'ailleurs. Correspondances, carnets et journaux intimes de voyages**, Neuchâtel: Alphil, 2020 (Histoire des transports, du tourisme et du voyage), 264 pagine.

Come e dove si viaggiava nel passato? Come era vissuta, descritta e illustrata l'esperienza del viaggio? Può un resoconto di viaggio essere uno specchio del sé e nel contempo una porta aperta sull'altro e l'altrove? Quali sono i legami tra letteratura di viaggio e scrittura ordinaria?

Il volume collettaneo curato da Laurent Tissot, professore emerito, Patrick Vincent, professore all'Università di Neuchâtel, e Jacques Ramseyer, conservatore degli *Archives de la vie ordinaire* di Neuchâtel, esplora questi e altri temi in un'ottica interdisciplinare attraverso l'analisi monografica di egoscritture redatte da scienziati, missionari, turisti, artisti e adolescenti che hanno visitato e percepito con gli occhi del loro tempo e del loro stato sociale Europa, Americhe, Africa e India.

I curatori hanno saputo riunire autori e autrici di diverse discipline (storia, storia dell'arte e della letteratura) e ambiti professionali (archivi, biblioteche, musei, teatro e cinema) i cui articoli ci conducono in un viaggio non solo intorno al globo, ma anche nel tempo. Il volume abbraccia infatti un arco cronologico che spazia dal XVIII sino al XXI.

Viaggiare è un'esperienza totale e le impressioni lasciateci dai diari e dai taccuini presentati lo testimoniano: vedere, sentire, toccare, incontrare. Scoprire soprattutto e entrare in contatto con l'alterità per poi restituirla ad un futuro lettore. Nei testi analizzati il viaggio si delinea poi sia come un'esperienza personale sia come un'esperienza collettiva (durante e dopo); un'avventura da vivere sul momento, da imbrigliare nei ricordi e da riattivare, tramite la lettura, una volta rientrati a casa.

Ed è proprio il complesso e non lineare legame tra autore e lettore a fare da *trait d'union* tra gli articoli. Per chi si scrive? A che scopo? Lo stesso si può affermare a proposito del vocabolario condiviso: quello della scoperta, dello stupore, della meraviglia e delle emozioni (anche negative) che spingono ad impugnare la penna o a catturare un'immagine (disegno, fotografia). L'illustrazione è infatti un aspetto importante nell'economia del volume.

I curatori hanno strutturato il percorso di lettura in quattro capitoli e una conclusione che tale di fatto non è: *Sous l'oeil du savant; Du coeur du voyage au coeur du récit; Par le texte et par l'image; Souvenirs de vacances; En guise de conclusion*. Lo scopo è quello di tematizzare diverse esperienze di viaggio e mostrarne l'evoluzione nel tempo (si pensi soltanto al progresso dei mezzi di trasporto, alla velocità e al suo impatto sul viaggiatore e sul paesaggio). La struttura del libro è dunque tematica e non cronologica, una scelta pertinente e stimolante, che aiuta a riflettere sul tipo di informazione (percezione di sé, dell'altro e dello spazio) veicolata dai diari e resoconti di viaggio.

I tre articoli che formano il primo capitolo sono un invito a viaggiare insieme a illustri naturalisti e scienziati. Nathalie Vuillemin ci porta in Perù con il medico e naturalista Joseph de Jussieu. Di un soggiorno durato oltre trent'anni (1736–1771) non rimane però quasi alcuna traccia. I documenti inviati in Europa sono poveri di descrizioni. E sono proprio i silenzi a interessare Vuillemin che indaga, tra pubblico e privato, i meccanismi della comunicazione familiare e scientifica nel XVIII secolo.

Dalle Ande alle Alpi. L'articolo di Thierry Malvesy si sofferma sull'esperienza di viaggio del geologo francese Charles Louis Contejean (1824–1907) autore di numerosi resoconti di cui solo una parte è stata data alle stampe. Inedito è il diario del viaggio in Svizzera e Italia del 1860 sui cui si sofferma Malvesy presentandone generosi estratti (testo e disegni). Emerge come la scrittura di Contejean sia influenzata dalla formazione scientifica: osservare, comprendere, illustrare e dare spiegazioni logiche, anche alle relazioni umane.

Marcel S. Jacquat ci conduce poi nell'Angola del XX secolo attraverso lo studio del voluminoso diario (1200 pagine) di Marcel Borle redatto tra il 1928 e il 1929 nell'ambito del lavoro di cineasta svolto in seno alla Missione scientifica svizzera. I lunghi estratti riprodotti illustrano le diverse attitudini degli europei nei confronti della popolazione locale. Studente in musicologia a Parigi, nelle sue annotazioni Borle dà ampio spazio alla musica. I suoni si intrecciano alle parole e alle immagini.

Il turismo è al centro della seconda sezione del libro che si apre con il classico *Grand Tour*: esperienza di viaggio imprescindibile per numerosi giovani delle classi agiate del Settecento e dell'Ottocento. Patrick Vincent racconta il *Grand Tour* – e in particolare il soggiorno in Svizzera – con gli occhi di una giovane ragazza inglese di 19 anni, Augusta Harvey (1798–1880). Paragonando il testo con altri 6 diari scritti da giovani adulti britannici tra il 1791 e il 1854, Vincent si interroga sulle modalità e gli scopi della scrittura: piacere o ingiunzione?

La Svizzera è ancora una volta protagonista nell'articolo di Fiona Fleischner. La storica riflette sulle interferenze tra letteratura di viaggio, guide e scrittura privata analizzando numerosi testi manoscritti del XVIII et XIX secolo conservati negli archivi romandi.

Con il *Souvenir* di Fritz de Perregaux (1857), membro dell'élite neocastellana, Nicolas Liénert ci fa scoprire la Sicilia. Il *Souvenir* è una revisione delle note e delle lettere inviate ai suoi cari. Il testo è redatto per un lettore intimo, legato alla sfera familiare e illustra i luoghi, le condizioni materiali e i divertimenti di un membro dell'aristocrazia. Lo

sguardo del giovane Fritz, sia nel testo che nei numerosi schizzi da lui elaborati, è orientato dalle guide di viaggio e dalla letteratura romantica del periodo.

Jean-Blaise Junod e Philippe Vuilleumier aprono la terza sezione del libro narrando la loro esperienza: un viaggio particolare che inizia con il ritrovamento di sette diari non firmati e riccamente illustrati nell'archivio della famiglia Vuilleumier (1864–1865), continua con indagini meticolose per scoprire da dove vengano tali documenti e si conclude con un documentario realizzato da Junod, tra Roma e Luxor, sulle tracce dei misteriosi autori e illustratori.

Dagli schizzi alle foto. Dalle piramidi alle cime dell'Himalaya. Jöel Jornod esplora attraverso lo studio di un eccezionale fondo documentario il legame immagine-testo nei diari della spedizione sul K2 fatta nel 1902 dallo svizzero Jules Jacot-Guillarmod. Diarista meticoloso e fotografo compulsivo, come lo definisce l'autore, nel suo scrivere sovrappone due bisogni: conservare la memoria di un'impresa personale fuori dagli schemi e preparare il materiale per trarre da questa esperienza fama e profitto economico: articoli di giornale, conferenze, proiezioni, libri.

Il paesaggio nordico è al centro della ricerca di Sarah Besson-Coppotelli attorno al pittore jurassiano Édouard Jeanmaire, che nel 1912 si reca in Norvegia e nello Spitzberg, territori che solo allora cominciarono ad aprirsi al turismo di massa. Un racconto in immagini, a cavallo tra modernismo e tradizione, in un periodo di transizione durante il quale la fotografia era oramai diventata un'acerrima concorrente dell'illustrazione.

E di corsa verso il mediterraneo e verso l'ultima sezione del libro, con l'automobile e la spensieratezza di una vacanza tra amici che nel 1936 scoprono la Riviera e la Costa azzurra. Di questa vacanza il giovane Pierre Bickel terrà un diario in cui ampio spazio è dato ai gusti e ai profumi del Sud che vanno ad accompagnare la scoperta di un paesaggio sublime e il piacere di un'esperienza di gioventù ludica e liberatrice.

E poi fino a New York a bordo del lussuoso paquebot *Normadie*: Jacques Ramseyer ci presenta Marie-Caroline Bourquin Jaccard e il suo taccuino di un viaggio sull'Oceano in compagnia del marito, vissuto tra meraviglia e svaghi di lusso in un'atmosfera particolare. Siamo infatti nell'estate del 1939. A partire dal 1° settembre 1939 il mondo non sarà più lo stesso.

Sempre gli Stati Uniti, ma dopo la Guerra. Questo è lo scenario dell'esperienza fatta nel 1961 da Jeanne e Aldo Martignoni-Donzé, commercianti neocastellani. Durante il loro soggiorno di tre mesi negli USA scoprono uno stile di vita diverso e un'altra gestione del settore agroalimentare. Sylvie Béguelin et Gérard Donzé analizzano le numerose lettere inviate da Jeanne ai figli che tematizzano l'incontro con la modernità e il nascere della società dei consumi. Un benessere materiale che certo aiuta nel quotidiano (la lavatrice e il forno programmabile!) però, si interroga Jeanne, non rende per forza più felici le donne americane.

La conclusione è scritta da Benôit Vivien, un artista di strada che tra il 2013 e il 2014 attraversa l'America del Sud con la moglie e la figlia di 5 anni per incontrare e portare gioia ai bambini tramite la sua arte. In una serie di lettere all'attenzione dei sostenitori del progetto umanitario Vivien narra la sua esperienza. Il suo contributo critica il «pullulare» su internet dei blog di viaggio che vanno a svilire l'arte del racconto e l'avventura.

Il libro, di per sé un invito a viaggiare grazie alle numerose immagini e ai lunghi estratti di fonti, si rivolge ad un largo pubblico e si legge con piacere. Ha il merito di mostrare alle istituzioni, e purtroppo è ancora necessario, l'importanza degli archivi pri-

vati e delle egoscritture: un patrimonio inestimabile che va conservato e reso fruibile ai ricercatori e alle ricercatrici.

Miriam Nicoli, Berna / Washington

Alain Clavien, *La presse romande*, Lausanne: Antipodes & SHSR, 2017 (Histoire.ch), 203 pages.

Spécialiste reconnu de l'histoire de la presse et tout spécialement de la presse romande sur laquelle il a publié différents ouvrages et de nombreux articles, Alain Clavien nous livre une synthèse d'environ 200 pages sur ce domaine d'étude et nous propose une analyse entre les cantons et les régions qui composent la Suisse romande, en suivant les caractéristiques du territoire (différences religieuses, zones urbaines et rurales, etc.).

De la feuille d'avis jusqu'à la naissance des grands groupes médiatiques, la mutation de la presse est étudiée tant dans ses pratiques éditoriales, journalistiques et techniques, que dans sa matérialité et ses contenus, en passant par l'étude des sensibilités des lecteurs et (bien plus tard) des lectrices. Cette large perspective qui couvre la période allant de l'Ancien Régime à nos jours nous permet de saisir les imbrications politiques et économiques sous-jacentes à l'évolution de ce média et leurs enjeux.

Les huit chapitres de l'ouvrage marquent la périodisation choisie à la croisée des aspects techniques et culturels et des phénomènes sociopolitiques, en commençant par l'Ancien Régime qui voit d'importantes difficultés juridiques pour la création d'un journal qui souhaiterait dépasser la feuille composée de petites annonces. Cependant, les nouveaux journaux permettent l'émergence d'un public et de pratiques de lecture qui se consolideront pendant la République helvétique, «moment fondateur» pour la presse suisse, entre épisodes de liberté et de censure plus rigoureuse, selon les cantons. La Restauration de 1815 fait apparaître un phénomène par la suite régulier sur le sol helvétique, celui des publications des exilés, dont la présence influencera toute la presse, qui va à son tour se développer véritablement entre 1830 et 1870, tant par le nombre considérable de nouveaux titres (le tableau en annexe, à la p. 200, donne une belle vision d'ensemble), que par la «métamorphose de l'objet»; de plus en plus, la forme s'éloigne de celle d'un livre, et les quotidiens commencent à apparaître. Surtout, le journal devient un moyen d'action, une arme politique.

Si ces trois premiers volets esquissent la naissance de la presse, c'est à partir du quatrième chapitre que toute la richesse et la complexité du média journal se révèle. Deux âges de succès s'enchaînent, avec une augmentation nette des lecteurs. La période entre 1870 et 1910 voit «les prémices de la culture médiatique qui est la nôtre aujourd'hui» (p. 96), avec l'émergence de la presse commerciale, des spécialisations thématiques et l'invention du métier de journaliste. Les cartes aux pages 66 et 67 montrent la diffusion et la démultiplication des journaux en Suisse romande (de 60 à 110 en quarante ans), qui se structurent et se hiérarchisent par rapport au territoire. Pendant la parenthèse de la Grande Guerre, les journaux helvétiques, toujours en expansion, sont confrontés aux différentes stratégies des pays belligérants qui essaient d'en exploiter le potentiel de propagande.

Par la suite, jusqu'aux années 60, la stabilité structurelle et économique, ainsi qu'un renouvellement réduit entre 1920 et 1950, caractérise le monde de la presse, tandis que le paysage médiatique est enrichi par l'arrivée de la radio et des hebdomadaires.

Crises (1960–1980), reconfigurations (1980–2000) et grandes mutations (2000–2015) investissent les derniers chapitres qui nous plongent dans les changements qui vont redessiner le champ médiatique en Suisse romande, avec notamment un basculement de

tendance: si entre 1830 et 1940, le jour était à l'expansion des titres de journaux, désormais c'est la redéfinition et la fusion qui priment, en lien avec la radio et l'essor de la télévision comme puissants vecteurs du débat politique. En outre, le processus coûteux de modernisation des imprimeries redessine la géographie des journaux autour des outils de production, tandis que les titres se hiérarchisent entre quotidiens et journaux d'appoint et que la presse politique continue son mouvement de marginalisation.

L'eldorado publicitaire, dès les années 1970, avec des recettes qui peuvent atteindre 90 %, permet de couvrir les frais de fonctionnement toujours plus chers. Cette manne publicitaire est à l'origine de l'implantation du journal gratuit, souvent en tant que supplément hebdomadaire du quotidien. La dépendance de la publicité ne va pas sans une discrète autocensure chez les rédacteurs en chef et les journalistes qui doivent dorénavant composer avec les «réalités financières» (p. 141).

Enfin, la dernière et très riche partie nous plonge dans l'histoire immédiate de la naissance des entreprises médiatiques et du rôle de la publicité qui, en ayant habitué le lecteur à payer son information moins qu'une tasse de café (p. 150), participe à une dépendance certaine des journaux, et donc des journalistes, aux annonceurs.

L'arrivée d'Internet bouleverse complètement le champ médiatique et conduit à sa désindustrialisation. Dans un monde hyperconnecté, l'accès à l'information change et se veut de plus en plus faussement gratuit. Les journaux deviennent un produit parmi d'autres, mis sur le marché par des groupes multimédias «financiarisés», qui réduisent drastiquement leurs capacités et vident les rédactions: le communiqué de presse remplace l'approfondissement, les journalistes sont interchangeables et on commence à envisager leur remplacement par un algorithme. L'épilogue qui s'arrête sur la fermeture de l'*Hebdo* en 2017 mérite une attention tout aussi grande que le reste du livre.

Dense et détaillé, avec une structure claire, qui nous permet de bien comprendre la complexité du phénomène, et accompagné de schémas très pratiques, cet ouvrage nous offre une riche vision d'ensemble de l'évolution de la presse en Suisse romande, ponctuée d'exemples précis, tout en restant d'une lecture fluide et surtout très utile pour les historiennes et historiens, dont les pratiques sont aussi influencées par les changements médiatiques.

Nelly Valsangiacomo, Lausanne

Sylvie Adam, Méléti Michalakis, Georges Nicolas, Anne Radeff, *Centre et hexacentre, vol. 1: Centralité cristallérienne: géométrie fausse, théorie réfutée*, Sainte-Croix: Editions Mon Village, 2018 (coll: Eratosthène), 451 pages, 106 figures.

La théorie des lieux centraux de Walter Christaller (1893–1969), encore à l'heure actuelle régulièrement citée sans trop de précaution quant à sa construction et à son utilisation, constitue le sujet de ce livre écrit par des chercheurs issus des sciences humaines et des mathématiques.

Cet itinéraire de recherche, qui se poursuit toujours, se décline en trois parties distinctes. Tout d'abord, les auteurs démontrent longuement l'erreur géométrique de Christaller (p. 1–220). Ensuite, ils publient une thèse de doctorat peu connue à propos de l'espace français (p. 221–426). Dans ce travail, la géographe Sylvie Adam (1961–1993) démontre l'impossibilité d'expliquer l'organisation spatiale de la France en appliquant la théorie des lieux centraux. Il est à noter que les auteurs testent également sans succès ce modèle sur la constitution et la hiérarchisation des bourgs en Suisse occidentale. Enfin dans la troisième et dernière partie (p. 427–447), les scientifiques ne se contentent pas de

terminer le travail de démolition de cette théorie, mais ils proposent d'allier la centralité et la décentralité dans une conclusion du genre programmatique.

Qualifiés par le philosophe des sciences Juan Ramon Álvarez de «groupe de Lausanne», les auteurs présentent des caractéristiques originales qui font la saveur de ce livre. Tout d'abord, nous avons affaire à un groupe bilingue qui a travaillé sur le texte original et dont la lecture a permis de constater que «l'allemand de Christaller est tout sauf facile à comprendre et [que] ses développements sont pleins de repentirs et de retours en arrière» (p. 44). La lecture de cette source s'est accompagnée d'un solide et durable travail dans les archives, notamment les archives historiques vaudoises, avec une attention particulière accordée à l'évolution du réseau urbain vaudois du VI^e au XVIII^e siècles. Ce détour par l'histoire s'explique notamment par «l'influence de la centralité exclusive [qui] se retrouve dans le vocabulaire des historiens et peut alors entraîner une vision partielle des phénomènes étudiés» (p. 99). Les sources abondantes sont aussi régulièrement mises à jour en observant l'utilisation de cette théorie dans les pays voisins et en Chine. Enfin, les textes écrits dans la deuxième moitié du XX^e siècle ont été régulièrement révisés et remis à jour. Cette démarche n'est d'ailleurs pas sans rappeler celle de l'historien italien Carlo Ginzburg (1939–) lors de la réédition en 2014 de son livre emblématique *Le fromage et les vers*³.

Dans son livre publié en 1933 et intitulé *Die zentralen Orte in Süddeutschland*⁴, le géographe allemand Christaller observe la centralité dans la réalité et la cartographie pour déterminer l'optimisation de la distribution des marchandises. Mettre côte à côte des hexagones réguliers permettrait ainsi de montrer et d'expliquer la répartition des villes à la surface de la Terre. Celles-ci se répartiraient de manière centrale en fonction par exemple de leur accessibilité et de leurs activités économiques. Or, cette séduisante manière de procéder se heurte à une double objection fondamentale mise en évidence par le groupe de Lausanne. Tout d'abord, les chercheurs réfutent le modèle de Christaller à l'aide des mathématiques et des sciences humaines. L'historienne Anne Radeff s'est en effet beaucoup intéressée à l'économie sous l'Ancien Régime, qu'il s'agisse des activités pratiquées et de la circulation des hommes et des marchandises. En s'appuyant sur ses nombreuses recherches, le groupe de Lausanne démontre qu'«il existe des pratiques économiques, sociales, culturelles, voire politiques qui ne sont pas conformes à l'idée d'un ordre central» (p. 441). Celles-ci génèrent en effet des comportements «décentraux» qui conduisent à un autre type d'organisation spatiale tout aussi nécessaire au bon fonctionnement d'une économie globale. La prise en compte de cette «décentralité» en complément de la «centralité» rappelle que la notion d'ordre, que les auteurs ne rejettent pas, ne revêt pas la même signification chez les autorités que chez les individus (p. 447).

Le passé du géographe allemand est aussi relevé avec précision dans ce livre. Christaller fait allégeance au Führer dès 1933, l'année de publication de *Die zentralen Orte in Süddeutschland* dans la *Geographische Wochenschrift*. De 1937 à 1940 il est assistant de Theodore Maunz (1901–1993), auteur de la législation anti-juive du Troisième Reich et du code des camps de concentration. En 1940, il adhère au Parti nazi. Sous la direction du SS-Oberführer Konrad Meyer-Hetling (1901–1969), responsable de la planification du

3 Carlo Ginzburg, *Le fromage et les vers*, Paris 2014. Publié en 1976 en italien et traduit en français en 1980, ce livre réédité en 2014 contient une préface inédite de Patrick Boucheron et un avant-propos de 2009–2011 dans lequel Ginzburg recontextualise le propos de son livre.

4 Walter Christaller, *Die zentralen Orte in Süddeutschland*, Darmstadt 1933 (réédition de 1980).

nouvel ordre nazi dans l'espace vital allemand (*Generalplan Ost*), Walter Christaller participe aux projets de colonisation des territoires conquis à l'Est (p. 435–436).

Enfin, ce livre repose sur une large base historique à partir de laquelle les mathématiques dialoguent avec l'histoire et la géographie pour mettre en évidence le naufrage de la théorie des lieux centraux proposée par Walter Christaller. Fonder une explication d'une organisation spatiale des lieux urbains sur cette théorie s'avère illusoire et dangereux. Un «modèle de Lausanne» est proposé pour la modifier (p. 161, 395, 403). Il met un terme aux déceptions et regrets exprimés par les historiens et spécialistes des sciences humaines sur le caractère «irrégulier» ou «incomplet» des configurations géométriques qu'ils ont trouvées au cours de leurs recherches sur les réseaux urbains. Enfin, une interprétation centrale-décentrale de l'histoire du réseau urbain vaudois est présentée (p. 79–101). On espère que le volume 2 fournira d'autres exemples actuels accessibles au plus grand nombre.

Roland Carrupt, Martigny

Matthias Häussler, Der Genozid an den Herero. Krieg, Emotion und extreme Gewalt in Deutsch-Südwestafrika, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 2018, 348 Seiten.

Matthias Häussler untersucht in seiner 2018 an der Universität Luzern eingereichten Dissertation die viel diskutierte Frage des Genozids an den Herero, den die deutsche Regierung mittlerweile anerkannt hat. Häussler arbeitet sich vor allem an den Fragen ab, wie es zu dieser selbst im kolonialen Kontext aussergewöhnlichen Gewalteskalation kommen konnte und wann sie als genozidal bezeichnet werden muss. Dabei konzentriert er sich auf die entscheidende Kriegsphase im Jahre 1904.

Häussler vermag durch seine multiperspektivische Betrachtungsweise, die sich auf eine breite Quellenbasis stützt, neue Erkenntnisse zur Forschungsdebatte beizutragen. Er berücksichtigt nicht nur die behördliche Korrespondenz sowie Zeitungen der deutschen Siedler, sondern auch Berichte von Missionen und britischen Behörden, die eine Ausserperspektive ermöglichen, allerdings die weitgehend fehlenden afrikanischen Stimmen nicht ersetzen können. Zudem hatte der Autor einen fast exklusiven Zugang zu dem in einem Familienarchiv lagernden Tagebuch von Lothar von Trotha, dem Gouverneur Deutsch-Südwestafrikas. Häussler verfolgt in seiner Untersuchung eine Vielzahl unterschiedlicher methodischer Zugänge, die man selten in einer Studie vereint findet: Ansätze der Gewaltsoziologie, der historischen Anthropologie, der Militär- und Operationsgeschichte sowie der Emotionsgeschichte.

In der Einleitung stellt Häussler Überlegungen zu drei Aspekten an, die den analytischen Referenzrahmen seiner Studie bilden. Die ältere Genozidforschung wird erstens der «Komplexität» und der Dynamik der Ereignisse nicht gerecht, weil sie sich in einer einseitigen top down-Täterperspektive auf Intentionalität und deterministische Prozesshaftigkeit fokussiert und so die Gewaltausübungen subalternen sowie nichtstaatlicher Akteure ausblendet. Der Krieg fiel zweitens in die Hochphase des «Rassenrassismus» (S. 22), in der selbst vorgeblich humanitäre Sichtweisen Afrikaner*innen nur in ihrem Nutzen für Kolonialprojekte betrachteten. Drittens sind auch «Emotionen» als «eigensinnige Antriebsquellen von Gewalt und Grausamkeit» (S. 28) zu berücksichtigen.

Die Arbeit gliedert sich nach der Chronologie der Gewaltprozesse, wobei jedes Kapitel spezifische Akteursgruppen ins Zentrum rückt. Das erste Kapitel widmet sich der privatisierten Frontier-Gewalt der Siedler, die das staatliche Gewaltmonopol sowie die indirekte Herrschaftsstrategie gegenüber afrikanischen Autoritäten unterminierte. Die

Komplizenschaft der Siedler mit subalternen Schutztruppenangehörigen führte dazu, dass Siedlergewalt gegenüber Afrikaner*innen meist straffrei ausging und zum Alltag gehörte. Aus Sicht der Herero war der Kolonialstaat mit seinem Versprechen auf Recht und Ordnung nicht mehr erkennbar. Häussler macht darin nicht nur eine der Ursachen für den Widerstandskrieg der Herero aus, sondern auch eine «Spirale von Gewalt und Gegengewalt» (S. 38), lange bevor Trotha das Kommando übernahm.

Das dritte Kapitel behandelt den strategischen Horizont der wichtigsten Akteure. Gouverneur Theodor von Leutweins koloniale Kriegführung vor 1904 verlor nie die wirtschaftlichen Interessen aus dem Blick und war auf lokale Gewaltkulturen eingestellt, so dass er in Rückzügen und Verhandlungsbereitschaft nichts Ehrenrühriges sah. Politische und militärische Instanzen in der Metropole empfanden jedoch den afrikanischen Widerstand als Affront und sahen allein in der bedingungslosen Unterwerfung der Herero die Möglichkeit zur Wiederherstellung der nationalen Ehre. In einem Exkurs reflektiert Häussler das den Diskurs prägende Konzept des «Vernichtungskriegs». «Vernichtung» bedeutete grundsätzlich die Wehrlosmachung des Gegners, dennoch war darin Eskalationspotential enthalten, da das oberste Ziel des militärischen Sieges das politische Kalkül zu überformen drohte und auf die Auslöschung des Gegners als politische Einheit zielte. Die Unterstellung der kolonialen Exekutive unter den Grossen Generalstab und die persönliche Auswahl Trothas zum Kommandeur der Schutztruppe durch den Kaiser, markierten den Transfer des Primats des Militärs auf das Schutzgebiet. Trotha verfolgte von Beginn weg einen politischen Vernichtungskrieg, in dem er die «Unterworfenen durch den blutigen Beweis der überlegenen Gewalt [...] unter eine Ordnung» (S. 126) pressen wollte.

Trothas Versuch, den von Berlin verordneten Vernichtungskrieg im südwestafrikanischen Feldzug umzusetzen, ist Gegenstand des vierten Kapitels. Durch die Ansammlung der Herero am Waterberg sah der Kommandeur die Möglichkeit einer konventionellen Vernichtungsschlacht entlang preussisch-deutscher operativer Doktrinen. Die getrennte Bewegung aufgeteilter Truppenteile und ihre Koordinierung zu einem konzentrischen Angriff funktionierte jedoch auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz nicht und die Herero entzogen sich der geplanten Einkreisung durch Flucht. Erst nachdem Verfolgungsoperationen erneut scheiterten, erhielt Häussler zufolge der Vernichtungsbegriff die Bedeutung der physischen Ausrottung. Die genozidale Gewalteskalation kann demnach nicht einfach auf einen eliminatorischen Rassismus zurückgeführt werden. Aber auch rein situative Erklärungen und Isabel Hulls Deutung einer sich verselbständigenden preussisch-deutschen Militärkultur greifen gemäss Häussler zu kurz. Stattdessen betont er den gewalttreibenden Einfluss der nach diesen Misserfolgen einsetzenden Scham-Wut-Spirale, da gerade die wilhelminischen Eliten eine hohe Affinität zur gewaltsamen Bewältigung der Scham aufwiesen.

Das fünfte Kapitel zum Kleinen Krieg nach Waterberg wechselt die Perspektive auf die genozidale Gewalt von unten, die Häussler ebenfalls durch emotionsorientierte Ansätze erklärt. Die Kleinkriegführung, die sich zu Scharmützeln kleinerer Detachements fragmentierte, hing von der Initiative des einzelnen Soldaten ab und war mit Ungewissheiten, Unübersichtlichkeiten, Misserfolgen sowie dem Vertrauensverlust in die Vorgesetzten verbunden. Angst, Frustration und Wut entluden sich in einem Überschuss brutalisierter Gewalt, die durch die Duldung von oben normalisiert wurde. Das letzte Kapitel zur Lagerherrschaft setzt bei der im Dezember 1904 eingeläuteten Wende zurück zum Primat

der Politik ein. In der fortgesetzten Gewalt der Lagerherrschaft sieht Häussler jedoch keine Kontinuität des Genozids.

Überzeugend belegt Häussler seine Hauptthesen, wonach die Gewalteskalation aus dem komplexen Wechselspiel verschiedene Akteursgruppen mit ihren je eigenen Handlungslogiken zu verstehen ist. Ausserdem erklärt er das Umschlagen in die genozidale Kriegsphase, die er später als die bisherige Forschung datiert, aus einer emotionalen Bewältigung der operativen Misserfolge durch Gewalt von oben wie von unten. Auch wenn ein empirisch so gewissenhafter Wissenschaftler wie Häussler vermutlich Skrupel hatte, sich in der Debatte zur Kontinuität der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik zu positionieren, hätte man doch eine Bezugnahme dazu erwarten dürfen. Zudem vermisst man eine Auseinandersetzung mit der namibischen Forschung. Trotz dieser Mäkelien handelt es sich bei dem vorliegenden Buch um ein gut lesbares Standardwerk, hinter das die Forschung nicht mehr zurückgehen wird.

Tanja Bühner, München

Fritz Stoeckli, *L'affaire des colonels 1915–1916. Révélations des archives*, Genève: Slatkine, 2020, 279 Seiten.

Lange Zeit galt der Erste Weltkrieg in der Schweiz als der vergessene Krieg. Das hat sich im Zeichen des Centenaire auch hierzulande geändert. Eine Vielzahl von Autorinnen und Autoren hat in den vergangenen Jahren zu einer grossen Vielfalt von Themen neue Forschungsergebnisse publiziert und damit dafür gesorgt, dass diese lange Zeit bestehende Forschungslücke zu weiten Teilen geschlossen werden konnte. Das heisst allerdings nicht, dass die Geschichte des Ersten Weltkrieges in der Schweiz nun abschliessend erforscht ist, wie die vorliegende Studie von Fritz Stoeckli zur Oberstenaffäre zeigt. Der Autor widmet sich einem Ereignis, das bereits in der Vergangenheit Gegenstand von Forschungsarbeiten war, hatten sich doch Jürg Schoch 1972 eingehend⁵ sowie Jacob Ruchti 1928 und Hans Rudolf Fuhrer 2003 in knapperer Form mit dem Thema beschäftigt.⁶ Zudem liegt seit 2016 auch eine englischsprachige kurze Würdigung aus der Feder von Sebastian Steiner vor.⁷ Fritz Stoeckli zeigt mit seiner Studie nun auf, dass eine Neubewertung bereits ausgewerteter Quellen – in diesem Fall des Bulletins des Generalstabes – ebenso wie die Erschliessung neuer Quellen – in diesem Fall aus russischen Archiven – zu neuen Ergebnissen führen kann.

Sein erstes Kapitel widmet der Autor der Entwicklung der militärischen Planung in der Schweiz in den Jahren 1905–1915. Stoeckli lobt dabei etwas gar stark die «weise» Voraussicht des Chefs der Generalstabsabteilung, Theophil Sprecher von Bernegg. Dieser habe seine Planungen ganz zurecht nicht nur auf die Folgen eines möglichen Konflikts zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich ausgerichtet, sondern auch andere Konflikte – beispielsweise zwischen den damals noch verbündeten Italien und Österreich-Ungarn – als mögliche Szenarien in seine Überlegungen mit eingeschlossen. Für Stoeckli ist damit auch klar, dass die vor dem Krieg erfolgten «Absprachen» Sprechers mit dem deut-

⁵ Jürg Schoch, *Die Oberstenaffäre. Eine innenpolitische Krise (1915/1916)*, Bern 1972.

⁶ Jacob Ruchti, *Geschichte der Schweiz während des Weltkrieges 1914–1918*, Bd. 1, Bern 1928, S. 158–195; Hans Rudolf Fuhrer, *Die Oberstenaffäre*, in: ders., Paul Meinrad Strässle (Hg.), *General Ulrich Wille. Vorbild den einen – Feindbild den anderen*, Zürich 2003, S. 359–408.

⁷ Sebastian Steiner, *Oberstenaffäre*, in: 1914–1918-online. International Encyclopedia of the First World War, Version vom 23.05.2016. Online: <https://encyclopedia.1914-1918-online.net/article/oberstenaffare/>.

schen Generalstabschef Helmut von Moltke und dem Chef des österreichischen Evidenzbureaus Eugen Hordliczka im Interesse der Schweiz gelegen hätten und weder verbindlich noch neutralitätswidrig gewesen seien. Es habe sich vielmehr um Absichtserklärungen für den Fall gehandelt, dass eine der Kriegsparteien – in diesem Fall Frankreich oder Italien – versuchen sollte, ihre jeweiligen Gegner über schweizerisches Territorium anzugreifen. Im engeren Sinn hat Stoeckli damit sicherlich recht, allerdings unterschätzt er doch die politische Dimension der Tatsache, dass mit Frankreich und Italien keine vergleichbaren Gespräche stattfanden. Das Misstrauen gegenüber den potenziellen Gegnern der Mittelmächte konnte dort durchaus mit Recht als Parteinahme der Schweiz und ihres Militärs gedeutet werden.

Sein zweites Kapitel widmet Stoeckli in sehr akribischer und quellennaher Art und Weise dem Ablauf der Oberstenaffäre bis vor dem Prozess gegen die beiden Obersten Karl Egli und Moritz von Wattenwyl. Er zeigt in diesem Zusammenhang auf, dass es mehrfach zu einem neutralitätswidrigen Verhalten kam, dass die beiden Obersten dabei allerdings nie Landesverrat begangen hätten, weil sie keine direkt die Schweiz betreffenden Informationen weitergegeben hätten, wie dies zeitgenössische Stimmen in der Presse kolportierten. Die Weitergabe des Bulletins des Generalstabes an deutsche und österreichische Militärattachés in Bern sei zwar mit Blick auf die Neutralität problematisch gewesen, die zeitgenössische Presseberichterstattung habe deren Bedeutung aber weit überschätzt, habe es sich doch in den meisten Fällen um Informationen gehandelt, die aus öffentlichen Quellen stammten. Stoeckli zeigt auch auf, dass sich der Bundesrat mit der Affäre schwergetan und damit gerungen habe, eine sowohl für die Armee wie das Land «gute Lösung» zu finden. Seine Analyse der Verhandlungen im Bundesrat ist sehr überzeugend, allerdings beschränkt sich Stoeckli etwas zu sehr auf die Sicht der Behörden. Es wäre möglicherweise auch interessant gewesen, die Pressekampagne im Lichte der gewonnenen Erkenntnisse neu zu beurteilen.

Das dritte Kapitel von Stoecklis Buch beschäftigt sich mit dem Prozess gegen Egli und von Wattenwyl. Der Autor verweist dabei auf eine bisher in der Forschung unterschätzte Voruntersuchung von Max Huber, in deren Verlauf General Wille dem Stellvertreter des Armeeauditors zuerst Einblick in abgefangene deutsche Depeschen gewährte, diese Zusage dann auf Intervention Sprechers wieder zurückgezogen habe. Huber habe dennoch Einblick in die Arbeit der Nachrichtensektion erhalten und dabei erkannt, dass die Zusammenarbeit mit den Mittelmächten – aber auch mit der Entente – möglicherweise weiter ging, als damals und bis heute bekannt war. Dies lasse sich nicht mehr abschliessend klären, weil Huber die Details seiner administrativen Untersuchung und gegebenenfalls vorhandene Beweismittel nicht dokumentieren musste. Stoeckli kann auch nachweisen, dass nicht alle in diesem Zusammenhang erstellten Dokumente heute in den Archiven noch auffindbar sind. Er dokumentiert im Anschluss in der ihm eigenen Akribie den Verlauf des Prozesses und zeigt auf, dass die beiden Obersten auch nach ihrer formellen Entlassung aus der Armee noch über das Vertrauen von deren Führung verfügt hätten. So hätten sie auch noch mehrere Frontbesuche gemacht. Dass Karl Egli und später seine Familie während wie nach dem Krieg in engem Austausch mit dem letzten Chef des österreichisch-ungarischen Evidenzbüros, Maximilian Ronge blieb, scheint dem sonst so akribisch arbeitenden Stoeckli allerdings entgangen zu sein.

In seinen Schlussfolgerungen betont Stoeckli nochmals, dass die Weitergabe des Bulletins des Generalstabes zwar neutralitätspolitisch problematisch gewesen sei, dieses aber keine wesentlichen Informationen enthalten habe. Weit wichtiger sei allerdings die

Tatsache, dass der schweizerische Generalstab auch mit Russland einen Austausch gepflegt habe, der über das hinausgegangen sei, was bisher bekannt war. Das illustrieren Dokumente aus russischen Archiven, von welchen Stoeckli einige im Anhang seiner Arbeit in Auszügen abdruckt. Die Weitergabe von über das Bulletin hinausgehenden Informationen an den deutschen Militärattaché Busso von Bismarck sei wahrscheinlich, könne aber nicht mit Sicherheit dokumentiert werden. Auffällig sei im Übrigen, dass die Nachrichtensektion keine französischen Depeschen dekodiert habe. Dies sei, so Stoeckli, ein Hinweis darauf, «que le secret d'État a également joué un rôle dans ce cas.» (S. 144).

Der Schluss des Buches ist etwas gewöhnungsbedürftig. Er besteht aus einem Epilog, einem Anhang und einigen «sources intéressantes». Diese Struktur erklärt Stoeckli leider nicht näher. So vermischt er darin Ausführungen zum Schicksal seiner Akteure und zur kryptologischen Arbeit von André Langie, Auszüge aus den Prozessakten, Telegramme des russischen Militärattachés Sergei Golovan, Auszüge aus den Bulletins des Generalstabes und weitere Quellen, darunter einem kurzen Auszug aus der erwähnten administrativen Untersuchung Max Hubers. Die an dieser Stelle wenig überzeugende Struktur schmälert leider den Wert der an sich interessanten Editionsarbeit des Autors.

Abschliessend lässt sich festhalten, dass Fritz Stoeckli trotz bereits reichlich vorhandener Forschungsliteratur eine interessante Neubewertung bestehender Quellen gelungen ist, die zudem davon profitiert, dass der Autor in russischen Archiven auf Dokumente gestossen ist, welche zeigen, dass die Zusammenarbeit der Nachrichtensektion des Generalstabes nicht ganz so einseitig war, wie es 1915–1916 den Anschein erweckte. Damit passt das Werk des Autors gut in die Arbeiten einer Forschungsgeneration, die einer transnationalen Perspektive verpflichtet ist.

Daniel Marc Segesser, Bern

Hélène Martin, Marta Roca i Escoda (dir.), **Sexuer le corps. Huit études sur des pratiques médicales d'hier et d'aujourd'hui**, Lausanne: Éditions HETSL, 2019, 183 pages.

Ces dernières années, l'histoire de la sexualité a suscité un grand intérêt en Suisse, notamment romande, avec un vaste éventail de nouvelles recherches qui ont ouvert des pistes de réflexion en partie nouvelles. Sous l'influence des débats actuels autour des conceptions du genre et du sexe, des individus transgenres et de nouveaux droits du couple ou de la famille, cet intérêt s'est surtout concentré sur l'histoire récente ainsi que sur les aspects politiques, juridiques ou culturels de cette thématique. D'autre part, depuis la publication de l'ouvrage incontournable de Michel Foucault dans les années 1970, les sciences, notamment la médecine, ont acquis une importance fondamentale dans les débats autour de la sexualité et des modèles normatifs proposés ou imposés aux populations.

Le recueil d'articles publié en 2019 par Hélène Martin et Marta Roca i Escoda se situe pleinement dans cette tradition, en rendant accessibles les résultats de plusieurs recherches conduites ces dernières années dans les Universités de Lausanne et Genève ainsi que dans les Hautes Écoles spécialisées de Suisse occidentale. Le volume lausannois présente en effet une série d'études historiques et sociologiques autour du corps et de la sexualité, avec une focale sur la situation de la Confédération, qui selon les éditrices a longtemps subi une relative marginalisation par rapport à la perspective centrée sur la France.

Le livre se veut une contribution à «une sociohistoire des pratiques médicales de sexuation du corps et de la sexualité en Suisse». Malgré les différentes approches, la plupart des auteur·e·s se reconnaissent dans une démarche commune d'analyse des discours

savants et d'histoire ou sociologie de la médecine, sans oublier les implications juridiques et pénales des idées et des théories scientifiques.

Les trois premières contributions se concentrent sur les techniques chirurgicales et médicales de modification des corps sexués au sens strict. Les interventions sur les corps homosexuels, y compris la castration (Thierry Delessert), sur les corps transsexuels (Taline Garibian) jusqu'à la reconfiguration du dimorphisme sexuel (H. Martin, R. Benjama, R. Bessette-Viens) selon des pratiques de chirurgie esthétique ou corrective sur les organes génitaux, sont analysées avec une richesse de détails, proposant des lectures originales, souvent surprenantes du point de vue de la lectrice ou du lecteur d'aujourd'hui. Dans sa contribution, Thierry Delessert se penche notamment sur les débats et l'évolution des connaissances scientifiques sur l'homosexualité; il montre l'influence des conceptions médicales provenant du monde germanique sur les pratiques médicales suisses et indique comment la castration, sous différentes formes, a participé aux dispositifs helvétiques de répression et de régulation des délinquances sexuelles dans la première moitié du XX^e siècle.

Ces études documentent d'un côté les interventions sur des corps dont la sexualité est considérée problématique dans une optique politique ou sociale et reconstruisent de l'autre le parcours de définition et redéfinition des normes juridiques, médicales et sociales selon lesquelles les praticien·ne·s se sont orienté·e·s et s'orientent dans des cas qui soulèvent des doutes et des débats.

Dans leur chapitre, Cynthia Kraus, Véronique Mottier et Vincent Barras s'interrogent sur l'influence de la sexologie américaine dans les traitements des troubles sexuels en Suisse romande dans les années 1950–1980. En reconsidérant l'œuvre du docteur Pierre-André Gloor (1922–1992) et de son élève P.B. Schneider, les auteur·e·s proposent de reconsidérer la thèse selon laquelle la sexologie américaine ne serait entrée qu'en retard et en surmontant plusieurs résistances dans le canton de Vaud. Selon leur recherche, dans la période considérée, l'influence des nouvelles idées provenant d'outremer a été sensible et relativement rapide.

La deuxième partie du volume est consacrée à des enquêtes sociologiques ou de médecine sociale sur les enjeux de pouvoir qui relèvent de pratiques actuelles. Alexandra Afsary étudie le vécu de la prescription de contraception féminine en Suisse romande, en dénonçant un mécanisme de pouvoir masculin sur les femmes. «J'ai montré que si la consultation est un espace de production du genre et des sexualités, elle met en exergue ce qu'est un «bon» sujet contracepté, un individu compétent en mesure de s'autocontrôler et s'autosurveiller» – conclut l'auteure (p. 115). Edmée Baillif porte son attention sur la prévention de la consommation de tabac et d'alcool auprès des futurs parents, en considérant notamment les enjeux de genre pour les femmes enceintes, tandis qu'Anastasia Meidani et Arnaud Alessandrin se concentrent sur la médicalisation et pathologisation des corps transsexuels dans les sociétés occidentales contemporaines.

Il n'est évidemment pas possible de résumer ici toutes les contributions stimulantes du volume, ni d'en évoquer tous les aspects intéressants. J'aimerais plutôt soulever quelques questions de méthode qui proviennent d'un spécialiste de l'histoire sociale moderne, inspirées par des perspectives différentes et certainement questionnables.

À propos de la terminologie, d'abord: «C'est précisément à l'analyse des productions médicales des corps et de la sexualité que nous consacrons cet ouvrage» – écrivent les éditrices dans leur introduction. Leur prose se moule autour d'un langage qui est devenu hégémonique dans les approches culturelles de la sexualité, mais qui se révèle parfois

obscur ou imprécis. Que signifie en effet «les productions médicales des corps et de la sexualité»? Si la phrase indique que la médecine produit les corps, cela entraîne des assomptions très profondes sur qui fait et qui subit l'histoire. Ce n'est toutefois pas ce que nous lisons dans les différents essais: dans la seconde partie du volume, la vision est en effet plus nuancée.

«Au travers de ces recherches, nous nous proposons de revenir sur cette tension entre d'une part un corps donné et d'autre part un corps transformé, modifié, inventé» – écrivent A. Meidani et A. Alessandrin dans leur essai sur les corps transsexuels. C'est une vision différente de l'image d'une «production médicale», d'autant plus que les auteur·e·s insistent sur l'agentivité des personnes transgenres, qui «réparent, écoutent, transforment leur corps parfois à contre-courant des attentes sociales. Elles résistent, refusent, négocient les injonctions qui leur sont adressées» (p. 144). Si on veut parler à ce propos de «production» des corps, l'expression devrait être précisée: cette production est en effet du moins à plusieurs mains, à plusieurs voix. Malheureusement, les éditrices du recueil ne clarifient pas la question, laissant planer des ombres sur la terminologie adoptée.

Une deuxième question concerne l'analyse critique des discours. Dans sa contribution, très intéressante par ailleurs, Marilène Vuille met en exergue les aprioris souvent sexistes dans les «compréhensions expertes et profanes du désir féminin». L'auteure analyse des discours de sexologues, d'expert·e·s divers·es ainsi que de participant·e·s à des forums en ligne sur le désir sexuel présumé plus faible des femmes en couple.

Les conclusions de l'auteure sont pertinentes et intéressantes. Elles font réfléchir sur les préjugés qui continuent d'influencer les débats sociétaux et scientifiques actuels: «La science n'est pas un monde coupé du reste de la société et, en matière de sexualité, ses énoncés se présentent souvent comme «une forme élaborée et travestie de représentation du sens commun. On l'a vu, la théorie de Rosemary Basson n'est pas moins normative que les conseils donnés par les internautes aux femmes en perte de désir. Sa modélisation de la sexualité féminine est chargée de présupposés de genre, de valeurs morales et d'une forme de puritanisme fonctionnel au maintien du couple hétérosexuel, conjugal, monogame» (p. 98). «Quant à la représentation de la sexualité qui se dégage des discussions consacrées à la baisse du désir féminin sur les forums Internet, elle correspond à un modèle traditionnel, celui d'une relation de couple hétérosexuel et monogame» (p. 99).

Cela est perspicace et intéressant. L'approche discursive laisse cependant des questions ouvertes. Au final, pouvons-nous retenir que le faible désir des femmes est un problème réel? Ou plutôt un problème essentiellement construit par les discours? «On en vient alors à s'interroger sur l'utilité de la catégorie de «trouble du désir» pour décrire une «dysfonction» qui apparait en fin de comptes comme l'état normal des femmes» – conclut l'auteure.

C'est un propos du moins surprenant. Que le faible désir des femmes soit l'«état normal» des choses est un énoncé qui n'est pas moins normatif, ni moins généralisant que d'autres interprétations dénoncées dans le même article, ni moins ancré d'ailleurs dans une longue tradition de débats genrés et de préjugés. L'utilisation-même du terme «normal» devrait nous mettre en alerte: pourquoi s'accrocher encore à des modèles de sexualité normale au lieu de considérer la diversité foncière des exigences et des préférences individuelles?

En conclusion, le recueil en question présente des lectures stimulantes qui soulèvent plusieurs questions cruciales afin d'avancer dans nos connaissances sur l'histoire récente du corps et de la sexualité. En ce sens, il représente une contribution utile à des débats

sociétaux actuels autour de genre, sexualité et sphère publique. À mon sens, le volume pourrait aussi devenir une occasion pour un débat autour de l'héritage de Foucault et de l'analyse de discours, avec ses limites, qui n'a jamais vraiment eu lieu en Suisse.

Sandro Guzzi-Heeb, Lausanne

David Eugster, **Manipuliert! Die Schweizer Werbebranche kämpft um ihren Ruf, 1900–1989**, Zurich: Chronos, 2018, 319 pages, 56 illustrations.

La publicité constitue à elle seule un objet paradoxal que très peu d'études se sont employées à résoudre: son éclatante visibilité dans l'espace public est inversement proportionnelle à l'opacité qui entoure ses acteurs, ses réseaux et ses modes de faire. Rares sont par ailleurs les professions qui, au XX^e siècle, ont dû faire face à un tel déficit de légitimité auprès de l'opinion publique. Mais, à l'inverse, plus rares encore sont les secteurs économiques à avoir défendu avec une telle habileté leurs prérogatives et à avoir su préserver le secret de leurs affaires.

L'un des grands mérites de l'ouvrage de David Eugster, issu de sa thèse soutenue en 2015 à l'Université de Zurich, est d'aborder de front un objet pour le moins nébuleux. Peu d'études s'y sont employées avant lui en Suisse et, lorsque ce fut le cas, la question fut plutôt abordée par la bande. La thèse a été soutenue en histoire et en sciences du langage, une double appartenance disciplinaire qui tranche avec l'historiographie sur le sujet et qui constitue indiscutablement l'un de ses apports. En Suisse, cette dernière se divise schématiquement en deux sous-champs disciplinaires: l'histoire des entreprises, de la rationalisation commerciale et du marketing d'un côté (Jakob Tanner, Matthieu Leimgruber); l'histoire des arts graphiques et des médias de l'autre (Christophe Bignens, Yvonne Zimmermann, Andres Janser et Barbara Junod).

L'ouvrage est composé de neuf chapitres organisés de manière chronologique. Si les deux premiers chapitres concernent la période qui précède la Deuxième Guerre mondiale, le reste de l'ouvrage est dédié aux années d'après-guerre et se clôt par l'effondrement du bloc de l'Est, qui marque une rupture dans les pratiques discursives de la branche publicitaire. David Eugster aborde les années 1920 et 1930 – une période cruciale pour la structuration et la professionnalisation de la publicité –, sous l'angle de la mauvaise réputation des publicitaires. Il dresse les grandes lignes des principes théoriques et des stratégies déployées par les professionnels de la publicité pour promouvoir un secteur encore émergent. Cette amorce fournit la matière à l'une des principales hypothèses de l'ouvrage: si les publicitaires sont aussi attentifs aux critiques formulées à leur encontre, c'est dans un objectif d'appropriation qui leur permettrait in fine d'exercer un plus grand contrôle sur leur image publique. Comme le montre habilement Eugster, le contexte idéologique et politique – exacerbé par la montée des totalitarismes, la Deuxième Guerre mondiale, puis la Guerre froide – façonnera en effet les discours des publicitaires sur la publicité. Tantôt s'agit-il pour les acteurs de la branche de se distinguer des discours de propagande en proclamant la «transparence» et l'«objectivité» de la rhétorique publicitaire et de ses représentations (chapitre 2). Tantôt s'agit-il de renégocier le rapport à l'État dans une période où la Défense spirituelle semble le plus solide rempart pour faire face au spectre de l'économie planifiée (chapitre 3). Tantôt s'agit-il encore d'ériger la publicité en indicateur de la vitalité démocratique du pays dans un contexte marqué par la Guerre froide et la cristallisation des fronts idéologiques (chapitre 4). Quant aux détracteurs de la publicité, quels que soient les rangs dont ils sont issus, ils puisent, eux aussi, dans les représentations dominantes de la culture politique pour démontrer le rôle néfaste des publicitaires

sur la société. La construction de la figure du publicitaire en manipulateur (qui donne son titre à l'ouvrage), tirant profit de la faiblesse psychologique des consommatrices et consommateurs, en offre sans doute le motif le plus connu et le plus largement diffusé (chapitre 5).

Le chapitre 5 joue le rôle de pivot entre les deux grandes parties qui composent l'ouvrage en ce qu'il exprime l'idée d'un «avant» et d'un «après» la fin de la Seconde Guerre mondiale: entre 1945 et le milieu années 1960, le volume d'affaire de la publicité augmente de plus de 1000 % (p. 49). Ce changement de paradigme se caractérise par un basculement: de «naïf-ve» et «faible» le-la consommateur-trice devient «sceptique» et critique. Si la première partie montrait comment les acteurs de la branche publicitaire avaient cherché à légitimer leur profession encore jeune et ses méthodes de communication, la deuxième met en lumière le double mouvement d'absorption par les publicitaires des attaques qui leur sont adressées (tromperie, machination, asservissement des masses, dégâts écologiques, sexisme, contrôle des médias par le financement de la presse, etc.), et de contre-attaque. À chaque fois, il s'agit pour les publicitaires de défendre leur légitimité et de véhiculer une «bonne» image d'eux-mêmes auprès du grand public ou des autres acteurs de la branche. Ces répliques prennent diverses formes: création d'associations ou de groupements (Aktion Freiheit und Verantwortung); théorisation et esthétisation des stratégies communicationnelles (recours à la linguistique, la cybernétique, à la psychologie sociale et l'anthropologie culturelle, autohistoire de la branche, appropriation des codes iconographiques de la culture pop, etc.); établissement d'un argumentaire de défense du métier et de l'activité publicitaires (élaboration du concept de «libre-choix» des consommateur-trice-s, nécessité de la communication dans la vie en communauté, liberté d'expression grâce au financement de la presse par la publicité).

L'auteur analyse avec finesse la manière dont la figure du publicitaire a progressivement été construite. La force de l'ouvrage réside dans sa capacité à agréger un grand nombre de sources et à mener une analyse détaillée des stratégies communicationnelles des publicitaires. Il fait aussi, et peut-être surtout, émerger un pan entier du «miracle économique» des Trente Glorieuses, dont David Eugster veille à nuancer le récit mythifié grâce à une série d'entretiens menés avec des acteurs de la branche. Sans doute aurait-on souhaité en savoir davantage sur les métiers de la publicité: non seulement le métier de publicitaire, présenté ici comme une profession relativement homogène, mais surtout la constellation de spécialisations (conseil en publicité et marketing, graphisme, maquettisme, etc.) ayant émergé dans son sillage et s'étant progressivement autonomisées au fur et à mesure que le secteur se structurait et se professionnalisait. De même, l'approche transnationale, qui fait plus particulièrement défaut, aurait-elle pu permettre de rendre compte avec davantage d'acuité la nature et l'étendue des circulations de la publicité et des publicitaires au cours du XX^e siècle. C'est en effet à une cartographie plus systématique de cette «nébuleuse» publicitaire et de ses réseaux qu'aurait pu se consacrer cet ouvrage, ne serait-ce qu'en introduction, de manière à élargir l'histoire de l'image publique de la publicité et des publicitaires à une véritable histoire économique et sociale de ce secteur.

*Claire-Lise Deblüë, Zurich
Alexandra Schmidt, Lausanne*

Brigitte Studer, *Reisende der Weltrevolution. Eine Globalgeschichte der Kommunistischen Internationale*, Berlin: Suhrkamp Verlag, 2020, 618 Seiten, 52 Abbildungen.

Brigitte Studer hat mit *Reisende der Weltrevolution* eine tiefgehende, spannende und wunderbar zu lesende Sozial- und Milieustudie der Kommunistischen Internationalen vorgelegt. An frühere Forschung anknüpfend beschreibt die Autorin, aufbauend auf einer beeindruckenden Quellensammlung und Literaturarbeit, die Lebens- und Arbeitsrealität kommunistischer Kader im Dienst der Komintern. Zwischen revolutionärem Aktivismus und Spionage, bürokratischem Arbeitsalltag, Flucht vor der Polizei, Entbehrungen, Verfolgung durch die «eigenen» Leute und emotionalen Erfahrungen bewegen sich die Akteur/innen, die sie mit grosser Sensibilität analysiert in einem immer komplexeren Spannungsfeld. Der Ausgangspunkt der Studie ist die «revolutionäre «Generation von 1920»» (S. 31), jene überwiegend junge Menschen die sich, begeistert von der Russischen Revolution und dem Versprechen der Kommunistischen Internationale die ganze, durch Krieg und Ausbeutung geprägte alte Welt auf den Kopf zu stellen, in den Dienst der Sache stellten.

Menschen mit den unterschiedlichsten Hintergründen schlossen sich der Komintern an. Wie Studer schreibt: «Den Kommunisten gab es nicht.» (S. 529) Gemein hatten die von ihr beschriebenen Aktivist/innen jedoch ihr unstetes Leben mit gepackten Koffern, den Einsatz und die Disziplin für die (vermeintlich) gemeinsame Sache und die freiwillige Aufgabe eines traditionellen bürgerlichen Lebensstils. So bildeten die «Mitglieder des internationalen Kommunismus der Zwischenkriegszeit [...] eine über die sich weltweit erstreckenden Räume durch eine gemeinsame Sprache und gemeinsame Praktiken verbundene Gemeinschaft oder eigene Lebenswelt.» (S. 23). Sie «waren Teil einer der größten kollektiven Erfahrungen des 20. Jahrhunderts» (S. 526). Besonders hervorzuheben ist Studers Analyse der Geschlechterverhältnisse innerhalb der Komintern. Einerseits beleuchtet sie bisher weitgehend vergessene weibliche Revolutionär/innen wie Fanny Jezierksa, Hilde Kramer, Tina Modotti, Mentona Moser oder Ruth Oesterreich. Gleichzeitig zeigt sie auch die zentrale Rolle, die Gender (oft unausgesprochen) in der tagtäglichen Arbeit und in den sozialen Beziehungen der Komintern-Mitarbeiter/innen spielte, und wie in der Komintern selbst Anspruch und Realität im Bereich der Geschlechterverhältnisse divergierten.

Das Buch ist Teils chronologisch, teils geographisch organisiert. Den Rahmen für die einzelnen Kapitel bilden die Orte revolutionärer Aktivität: vom Komintern-Kongress und dem revolutionären Arbeitsalltag in Moskau, der Hauptstadt der Weltrevolution, zu den Versuchen die «Völker des Ostens» von Baku aus zu revolutionieren, dem Westeuropäischen Büro der Kommunistischen Internationale in Berlin, zu Zentren antikolonialer Aktivität wie Brüssel, bis Shanghai, Wuhan, Barcelona und Albacete. Studer gelingt es, jeden dieser geographischen Räume zum Ansatzpunkt für die Analyse der Handlungsrahmen und Wahrnehmungen «ihrer» Akteur/innen zu nutzen und die jeweils relevanten Kernaspekte der Arbeit der Komintern-Mitarbeiter/innen anhand lokaler Studien zu analysieren.

Studer untersucht die Geschichte der Komintern nicht – wie viele andere Arbeiten – in Hinsicht auf die «grossen» internen Konflikte, die Entscheidungen in Moskau und deren Auswirkungen auf die verschiedenen Parteien und Sektionen, sondern stellt die Akteur/innen in den Mittelpunkt. Dabei zeigt sie, wie sich die Veränderung der Komintern im Zuge der Stalinisierung im (Arbeits-)Alltag der Mitarbeiter/innen widerspiegelte. So schreibt sie: «Auch die Komintern institutionalisierte sich. Sie wuchs zu einem Appa-

rat mit festen Strukturen und Regeln. Und sie entwickelte eine Bürokratie mit ihrer eigenen Logik der Selbstbewahrung und Kontrolle.» (S. 179) Diese Veränderung, nicht zuletzt im Zuge der Theorie vom ‹Sozialismus in einem Land›, hatte tiefgehende Auswirkungen für viele der einst so begeisterten jungen Revolutionär/innen: ‹Mit der Entfernung der unmittelbaren Revolutionsperspektive und der Überhandnahme der Alltagsroutine schwand die Revolutionsromantik der Berufsrevolutionäre!› (S. 164) Immer öfter schienen die Mitarbeiter/innen – als disziplinierte Kader – neue Wendungen und neue Generallinien aus Moskau den lokalen Parteien als nicht zu hinterfragende Wahrheiten vermitteln zu müssen; immer öfter wurden Zweifel laut, und immer problematischer und gefährlicher wurde es, diese Zweifel auch offen zu äussern. In den späten 30er Jahren war dann eine ‹Einladung› nach Moskau keine ersehnte Chance mehr, sondern eine gefährliche Drohung, die mit dem Tod enden konnte. Zwar scheint es ohne Vorwissen oft schwierig, all die 180-Grad-Wendungen der Komintern – die für die Akteur/innen so entscheidend waren – einzuordnen und zu nachzuvollziehen. Die von der Autorin gewählte Perspektive, diese Veränderungen in ihrer Wirkung auf die Mitarbeiter/innen im Ausland zu analysieren, eröffnet jedoch grossartige neue Erkenntnisse.

Reisende der Weltrevolution ist ein ausserordentlich wichtiger Beitrag zur transnationalen Geschichte des Kommunismus, zur Erforschung der Komintern und nicht zuletzt zur Geschlechtergeschichte. Die Globalisierung durch Revolutionär/innen, im Zuge des, wie Studer schreibt, ‹neuen Globalisierungsanspruch[s] der Komintern› (S. 108), knüpft an Arbeiten zu revolutionären oder aktivistischen, transnationalen Netzwerken an und eröffnet neue Möglichkeiten und Perspektiven, um die Geschichte sozialer Bewegungen zu analysieren.

Jan Rybak, London

Samuel Bousson, Mathias Gardet, Martine Ruchat, *L'Internationale des républiques d'enfants, 1939–1955*, Paris: Anamosa, 2020, 479 pages.

L'Internationale des républiques d'enfants est le résultat d'une découverte réalisée par l'autrice et les auteurs lors de leurs recherches sur l'enfance dite ‹irrégulière›: ‹la mise en place, pendant la Seconde Guerre mondiale, de communautés pédagogiques exceptionnelles créées pour accueillir de façon temporaire des enfants orphelins ou se retrouvant du fait du conflit brutalement séparés et pour un temps indéterminé de leurs parents et donc sans foyer. Ces communautés s'appellent pour certaines ‹Républiques d'enfants› et fonctionnent sous la forme d'un self-government: les enfants administrent eux-mêmes leur communauté en élisant un gouvernement, une police, un tribunal ou encore en créant une banque et une monnaie intérieure. Cet apprentissage de l'autonomie et de la citoyenneté est encadré par des éducatrices et des éducateurs censés intervenir le moins possible.

Entre 1945 et 1955, il existe en Europe plus d'une centaine d'initiatives de ce genre, si bien que l'UNESCO convoque, du 5 au 10 juillet 1948, l'ensemble des directions des communautés d'enfants pour une conférence au village Pestalozzi. Quatorze directrices et directeurs, onze experts et douze observateurs se retrouvent ainsi en Suisse, à Trogen. À l'issue de la rencontre est créée une Fédération internationale des communautés d'enfants (FICE), dont l'objectif est de promouvoir l'idée pédagogique des républiques d'enfants et de favoriser des contacts internationaux entre les intervenantes et intervenants.

Richement illustré, l'ouvrage est structuré grâce à des résumés de chaque chapitre, lesquels sont complétés par de courtes biographies des actrices et acteurs rencontrés dans

les pages suivantes. Dans le but d'écrire une histoire la plus narrative possible, l'autrice et les auteurs ont pris le parti de présenter les documents d'archive utilisés en toute fin d'ouvrage. En complément du volume, un carnet de recherche sur hypothèses.org a été créé⁸. Celui-ci propose plusieurs rubriques correspondant à chaque chapitre et présentant les parcours des actrices et acteurs principaux, certaines archives desquelles sont tirées les principales citations, ainsi que des iconographies inédites. Cette présentation originale permet à la lectrice et au lecteur de s'orienter facilement à travers le vaste réseau international des communautés d'enfants et d'avoir une excellente vue d'ensemble du travail de recherche accompli.

C'est autour de la conférence de Trogen que s'articule ce volume proposé par Samuel Boussion, Mathias Gardet et Martine Ruchat. Le récit se déroule en trois temps: il décrit et analyse les événements ayant eu lieu avant, durant et après la conférence de juillet 1948.

Les chapitres 1 à 6 illustrent la fondation et le développement de quelques communautés d'enfants exemplaires qui seront le pilier de la future FICE. Les autrices et auteurs ont suivi la trace des actrices et acteurs présents ou représentés à Trogen en amont de la conférence. Les archives de ces expériences ont été répertoriées à travers toute l'Europe et les communautés les plus exemplaires sont mises en avant dans les chapitre concernés (Moulin-Vieux en Isère, Pestalozzi à Trogen, Repubblica dei Ragazzi, Scuola-Città de Florence). Si ces quelques expériences ne reflètent pas l'ensemble de la diversité des initiatives, l'autrice et les auteurs soulignent qu'elles en montrent très bien l'impulsion humanitaire et les valeurs pédagogiques. Ces archives montrent également que les protagonistes impliqués, bien que partageant en apparence la même grande cause du devoir de réparation envers les enfants victimes de la guerre, composent un réseau socialement et idéologiquement très diversifié.

L'intensité des débats ayant eu lieu durant la conférence de Trogen est restituée dans les chapitres 7 et 8 de l'ouvrage. Le déroulement des journées du 5 au 10 juillet 1948 est explicité grâce aux archives de l'UNESCO, complétées par celles de certains participants et participantes à la rencontre. Les rapports, comptes rendus de mission, télégrammes, etc. ont été dépouillés à cette fin. Grâce à ces documents, la chercheuse et les chercheurs ont pu établir une cartographie des républiques d'enfants et montrer la pluralité des conceptions du placement et de l'accueil mises en place par les différentes communautés. Les limites du modèle et sa portée sont également discutées, ainsi que la mise en pratique effective du self-government et les tensions entre compréhension internationale et contraintes matérielles et pédagogiques.

Enfin, les chapitres 9 à 12 mettent en évidence le déclin des républiques d'enfants en aval de la conférence de Trogen. Si différentes rencontres internationales sont organisées par la FICE, celle-ci doit affronter des difficultés liées à la politique de la chaise vide des pays de l'Est et faire face aux controverses l'accusant de communisme. Les tensions politiques des années 1950 entraineront certains pays à rapatrier leurs jeunes ressortissants, ceux-ci étant pris en otage de la guerre froide. Les enfants victimes de la guerre ayant grandi, la FICE est finalement contrainte de faire face aux mutations des publics cibles accueillis; se pose alors la question de savoir si le principe pédagogique de la communauté d'enfants est transposable à l'enfance inadaptée. Le risque encouru serait alors que «la définition initiale des communautés d'enfants [se réduise] à portion congrue, ne laissant

⁸ www.repenf.hypotheses.org (5.5.2021).

place qu'à une formule traditionnelle d'accueil familial en villages mais dont toute forme de participation des enfants est laissée de côté» (p. 405).

Tout au long du récit, l'autrice et les auteurs questionnent deux types de logiques et leurs interactions: l'humanitaire et le pédagogique, «selon l'alchimie du lien traditionnel entre charité, philanthropie et éducation» (p. 19). Ils ont ainsi habilement éclairé tout un pan de l'histoire de l'éducation encore méconnu jusqu'à ce jour et mené une réflexion sur la prise en charge des enfants réfugiés, tant en termes d'éducation dans le pays d'accueil et dans le pays d'origine, que de préservation de leur identité nationale.

Aurore Müller, Fribourg

Sanela Schmid, **Deutsche und italienische Besatzung im Unabhängigen Staat Kroatien. 1941 bis 1943/45**, Berlin: de Gruyter, 2020, 437 Seiten.

Die Berner Dissertation von Sanela Schmid leistet etwas, was bisher noch nicht gelungen ist: die Untersuchung zweier Besatzungsregime während des Zweiten Weltkriegs sowie der Vergleich zweier Strategien im heissumkämpften und blutigen Kriegsschauplatz des Unabhängigen Staates Kroatien (NDH). Dabei geht die Autorin systematisch vor und untersucht sowohl die Politik Italiens und Deutschlands in Kroatien als auch das Verhältnis der Achsenpartner zueinander.

Nach einer kurzen Einleitung in das Thema werden die Strategien Italiens und Deutschlands im südosteuropäischen Raum vor dem Zweiten Weltkrieg betrachtet. Bereits hier wird klar, dass ein Konflikt zwischen Berlin und Rom vorprogrammiert war. Die Ausrufung des NDH durch die Ustascha-Bewegung von Ante Pavelić brachte eine weitere entscheidende Komponente in das Szenario. Der NDH wurde zum Akteur und zum Spielball im komplexen Beziehungsgeflecht, das sich ab April 1941 im kroatischen Raum etablierte. Italien und Deutschland teilten Kroatien in zwei Einfluss- und Besatzungszonen auf. Besonders interessant erscheint, wie die unterschiedlichen Strategien der beiden Achsenpartner verzahnt waren. Die deutsche Regierung setzte bis zum Schluss auf die Ustascha, während die ökonomische Ausbeutung Kroatiens an erster Stelle stand. Daraus resultierte ein vergleichsweise geringer militärischer Einsatz. Italien annektierte hingegen einen grossen Teil kroatisch-bewohnter Gebiete und zählte diesen Raum zu seinem «spazio vitale». Somit setzte Rom auf eine Besatzungspolitik, die eines erheblichen militärischen Aufwands bedurfte. Dabei agierten die Achsenpartner völlig konträr: Deutschland brauchte ein starkes Kroatien, Italien wollte die Ustascha hingegen möglichst schwach halten. Schmid gelingt es, diese komplexen Beziehungen und Vorstellungen genau darzustellen und sie zeigt auf, welche Mechanismen politischer, ökonomischer und strategischer Natur hinter den Beziehungen in Kroatien steckten und das Misstrauen zwischen den Partnern der «Achse» befeuerten.

Auf die ersten Wellen der Massengewalt der Ustascha reagierten die beiden Besatzer ebenfalls unterschiedlich. Während sich das deutsche Militär weitestgehend zurückhielt, versuchten die Italiener, die Zivilbevölkerung vor Übergriffen der Ustascha zu schützen. Sehr gut arbeitet Schmid dabei heraus, wie unterschiedlich die Vorstellungen über die Zivilbevölkerung in den beiden Besatzungsgebieten waren. Die deutschen Besatzer interessierten sich kaum für die Bevölkerung und machten zunächst keine Anstalten, dem Morden der Ustascha Einhalt zu gebieten. Für Italien galt es, eine imperiale Ordnung herzustellen und die Bevölkerung dieser zu unterwerfen. Daher legte die italienische Besatzungsmacht Wert auf Versorgung, Infrastrukturausbau und die Zusicherung der Unversehrtheit aller Bevölkerungsschichten. Gerade solche Vergleiche und Verknüpfungen

stellen eine besondere Stärke dieses Werkes dar. Die Autorin präsentiert ein klares Bild, das wie nie zuvor die Strategien, Massnahmen und Wechselwirkungen in Kroatien während des Zweiten Weltkriegs illustriert und von der grossen Politik bis zu den Handlungen Einzelner in Kroatien reicht. In diesem Zusammenhang lässt sich auch ein weiteres, kontroverses Thema des Zweiten Weltkriegs in Kroatien analysieren: die Verfolgung und Rettung von Jüdinnen und Juden. Hier gelingt der Autorin ein «integrativer» Ansatz, der sowohl die kroatische und deutsche Rassenpolitik in Betracht nimmt, um dann auf die italienischen Vorstellungen einzugehen, die schliesslich zur Rettung tausender Menschenleben führten.

Der Umgang mit den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen in Kroatien stellt ohnehin eine der spannendsten Analyseebenen dieses Werks dar. Während die deutschen Besatzer an den Ustascha festhielten, verfolgte das italienische Militär eine pragmatischere Politik und setzte auf ein Bündnis mit den aufständischen Serben (Tschetniks), das sich dezidiert gegen Titos Partisanen richtete und den kroatischen Staat bedrohte. Damit etablierte die italienische Armee eine «divide et impera»-Politik, die sich bis zum italienischen Kriegsaustritt im September 1943 manifestierte und teilweise zu beachtlichen Erfolgen führte. Erst nach dem italienischen Ausscheiden aus dem Krieg ging auch die Wehrmacht Abmachungen mit den Tschetniks ein. Die Strategien gegenüber der muslimischen Bevölkerung und die Diskrepanz zwischen Anspruch und Realität bilden eine weitere, spannende Facette der Ausführungen Schmidts.

Interessant ist schliesslich auch die von Schmid präsentierte Auswertung der Massnahmen italienischer und deutscher Einheiten im Kampf gegen die Partisanen. Beide Seiten gingen ähnlich brutal gegen diese «unsichtbaren» Gegner vor und schürten eine Spirale der Gewalt, die den jugoslawischen Raum während des Zweiten Weltkriegs kennzeichnete. Die Unterscheidung zwischen Kombattanten und Zivilisten gelang den Besatzungseinheiten nur teilweise. Vielmehr verwüsteten sie ganze Landstriche, was als Zeichen der Ohnmacht im Guerillakrieg gedeutet werden kann. Weiterführend erweist sich eine detaillierte Analyse der Opfer deutschen und italienischen Handelns. Hier liefert die Autorin eine Erklärung für unterschiedliche politische Ziele und militärische Bedingungen. Dies zeigt sich auch im von Schmid zum ersten Mal gründlich untersuchten Thema der deutschen und italienischen Propaganda. Obwohl sich deren tatsächliche Wirkung letztlich nur schwer fassen lässt, zeigt die Analyse, welchen Stellenwert die Propaganda einnahm. Sie trägt damit auch zum Verständnis der Demoralisierung der Soldaten und der Brutalisierung des Krieges im NDH bei.

Insgesamt ist festzustellen, dass Sanela Schmid eine detaillierte, mit einer beachtlichen Zahl an Dokumenten (unter anderem aus Deutschland, Italien, Kroatien, Serbien, USA) unterfütterte Arbeit gelungen ist, die es zum ersten Mal vermag, die Beziehungen der Besatzungsmächte Italien und Deutschland in Kroatien gründlich zu durchleuchten. Damit stellt dieses Werk einen grossen Mehrwert für die Forschung zum Zweiten Weltkrieg dar.

Karlo Ruzicic-Kessler, Bozen

Milena Guthörl, **Die Mathematik des Sozialstaats. Internationale Expertennetzwerke der sozialen Sicherheit 1930–1980**, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2021, 214 Seiten.

Die Internationale Arbeitsorganisation (International Labour Organization, ILO) verhalf dem Thema der sozialen Sicherheit in der Nachkriegszeit zu einem festen Platz

innerhalb der westlich geprägten internationalen Ordnung. Die ILO verband Pazifismus und Wissenschaft miteinander. Sie verabschiedete 1952 ein internationales Abkommen, das soziale Sicherheit als menschliches Grundrecht definierte, und von 50 Mitgliedstaaten ratifiziert wurde. Mit diesem Übereinkommen und der zunehmenden Bedeutung expertenschaftlicher Netzwerke begann die international koordinierte Sozialpolitik. Die Autorin fragt danach, wie internationale sozialstaatliche Standards etabliert wurden und welche Rolle Expertengruppen dabei spielten.

Eine zentrale Rolle nahmen seit den 1920er Jahren die Versicherungsmathematiker ein. Sie waren mehrheitlich für nationale Sozialversicherungsbehörden und Universitäten tätig, erarbeiteten aber gleichzeitig die internationalen Standards der sozialen Sicherheit und gewährleisteten in ihren Netzwerken den Transfer des erarbeiteten Wissens. Besonders rege war der Ausbau der sozialen Sicherheit während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den liberalen Demokratien des Westens. Die personellen Vernetzungen der Experten führten darüber hinaus dazu, dass sich die Standards dank der Bemühungen der ILO in Entwicklungsländern etablierten. Auch wenn die wenigsten nationalen Erlasse die Namen der Akteure trugen, wie dies zum Beispiel beim bekannten britischen «Beveridge-Report» der Fall war, so waren deren Inhalte dennoch durch die beteiligten Experten geprägt. Die internationale Vernetzung gelang mitunter dadurch, dass die epistemische Gemeinschaft klein und übersichtlich blieb und die Experten sich untereinander kannten und ihre Organisationen jeweils an Kongressen und Austauschplattformen der anderen Institutionen vertraten.

Die international vernetzten Versicherungsmathematiker setzten zunächst in den ersten Nachkriegsdekaden viel Hoffnung auf keynesianische Ansätze, um konjunkturpolitische Instrumente mit wirtschaftspolitischen Zusammenhängen und politischen Prozessen zu verknüpfen. Sie erkannten aber bereits früh, dass dies wegen der steigenden Gesundheitskosten und der krisenhaften Wirtschaftsentwicklung nicht gelingen würde. Ab Ende der 1960er Jahre musste der keynesianische Ansatz zusehends einem nationalstaatlich geprägten Diskurs weichen, der den Spardruck thematisierte und die Sozialversicherungen aus einer ausschliesslich ökonomischen Logik betrachtete. Im Zuge dieses Perspektivenwechsels griffen die Sozialversicherungsexperten wieder auf die hergebrachten klassischen Konzepte aus der Zwischenkriegszeit zurück, die auf eine kontinuierliche technische Verbesserung der sozialstaatlichen Instrumente ausgerichtet waren.

In der Weltwirtschaftskrise Mitte der 1970er Jahre waren die Finanzierung der Sozialversicherungen, die Inflation und der Anstieg der Gesundheitskosten die dominanten Themen in den internationalen Expertengruppen. Die Netzwerke erhofften sich neue Lösungsansätze durch internationale Kooperation, etwa mittels Optimierung mathematischer Modelle. Die Versicherungsmathematiker waren gefordert, ihre Berechnungen auf deren volkswirtschaftlichen Folgen abzustimmen. Stark im Fokus stand etwa die Frage, wie sich die Inflation auf die Renten auswirken würde. Am Beispiel der AHV in der Schweiz zeigt die Autorin, dass in den internationalen Netzwerken zwar valable Modelle ausgearbeitet wurden, diese aber zunächst nationale demokratische Prozesse durchlaufen mussten und oftmals mit konkurrierenden Expertisen innerhalb eines Landes konfrontiert waren. Die international erarbeiteten Lösungsvorschläge liessen sich in den nationalstaatlich organisierten Sozialversicherungssystemen lediglich in abgeschwächter und angepasster Form umsetzen.

Die Wirtschaftskrise der 1970er Jahre zeigte weltweit die Grenzen des sozialstaatlichen Ausbaus auf. Die Autorin arbeitet differenziert heraus, wie unterschiedlich der Wes-

ten, Osten und Süden auf diese Herausforderungen reagierten im Rahmen der sozialstaatlichen Regime einzelner Länder. Der internationale Diskurs der Versicherungsexperten deutete in dieser Zeit Krise nicht nur als ein Phänomen des Spardrucks, das es mit Konzepten aus der Betriebswirtschaftslehre zu bearbeiten galt, sondern begann auch die lückenhafte soziale Absicherung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen zu thematisieren. In dieser zweiten Perspektive kam zusehends die Soziologie zum Zuge, die neue gesellschaftliche Risiken erforschte.

Der Autorin gelingt es, die internationalen expertenschaftlichen Diskurse um soziale Sicherheit in die globalen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen der Nachkriegszeit einzubetten. Rückläufige militärische Konflikte und wirtschaftlicher Wohlstand ermöglichten es bis zur Wirtschaftskrise der 1970er Jahre, neue sozialstaatliche Lösungsvorschläge zu erarbeiten. Seither etablierte sich die Vorstellung, dass sozialstaatliche Modelle der kontinuierlichen Weiterentwicklung bedürfen, um in einem gesellschaftlichen Umfeld des permanenten Wandels zu bestehen.

Nadja Ramsauer, Zürich

Andrea Franc, **Von der Makroökonomie zum Kleinbauern. Die Wandlung der Idee eines gerechten Nord-Süd-Handels in der schweizerischen Dritte-Welt-Bewegung (1964–1984)**, Berlin: De Gruyter, 2020, 274 Seiten, 9 Abbildungen.

Wer heute im Supermarkt ein regionales Agrarprodukt kauft, wird bisweilen mit der Fotografie einer lächelnden Bäuerin auf der Verpackung belohnt. Schon länger bekannt sind solche Bilder von der Vermarktung exotischer Fair-Trade-Produkte. In ihrem Buch erklärt Andrea Franc, wie es zur ideellen Verknüpfung von kleinbäuerlichen Produzenten im globalen Süden und im schweizerischen Inland kam.

Das Buch basiert auf Francs Habilitationsschrift und ist in fünf Kapitel gegliedert. Die Autorin zeichnet den ideengeschichtlichen Wandel nach, welchen die schweizerische Dritte-Welt-Bewegung zwischen 1964 und 1984 vollzog. Sie fokussiert auf die NGO *Erklärung von Bern* (EvB, seit 2016 *Public Eye*), deren Vergangenheit bereits Gegenstand mehrerer Arbeiten gewesen ist.⁹ Francs Absicht ist es, vor dem Hintergrund der entstehenden Fair-Trade-Bewegung eine *intellectual history* der EvB zu erarbeiten. Dabei bezieht die Autorin von Beginn weg klar Position: So schreibt sie in der Einleitung, dass die ab den 1970er-Jahren erfolgte Ausgrenzung Afrikas aus dem Welthandel fatal gewesen sei. Anstatt den Handel mit den Entwicklungsländern zu intensivieren, habe der Westen die eigene Landwirtschaft mittels neoprotektionistischer Massnahmen abgeschottet. In diesem Prozess – so Francs These – spielte die schweizerische Dritte-Welt-Bewegung rund um die EvB eine unrühmliche Rolle.

Die EvB geht auf ein gleichnamiges Manifest aus dem Jahr 1968 zurück. Über tausend Personen aus dem theologischen Milieu forderten darin unter anderem eine Reform des Welthandels zugunsten der Entwicklungsländer. Diese sollten künftig gerechte Preise für ihre Waren erhalten. Damit orientierten sich die Initianten der EvB explizit an den

⁹ Zum einen haben damals Beteiligte ihre Erinnerungen niedergeschrieben, zum anderen liegen mehrere historische Forschungsarbeiten zur EvB vor, vgl. Anne-Marie Holenstein, Regula Renschler, Rudolf Strahm, *Entwicklung heisst Befreiung. Erinnerungen an die Pionierzeit der Erklärung von Bern (1968–1985)*, Zürich 2008; Monica Kalt, *Tiersmondismus in der Schweiz der 1960er und 1970er Jahre. Von der Barmherzigkeit zur Solidarität*, Bern 2010; Konrad J. Kuhn, *Entwicklungspolitische Solidarität. Die Dritte-Welt-Bewegung in der Schweiz zwischen Kritik und Politik (1975–1992)*, Zürich 2011.

Thesen des argentinischen Ökonomen Raúl Prebisch. Dessen Überlegungen zu den *terms of trade* waren 1964 an der ersten UNO-Konferenz für Handel und Entwicklung (UNCTAD) einer breiten Öffentlichkeit präsentiert worden. In den frühen 1970er-Jahren ging die Federführung bei der EvB in die Hände junger AktivistInnen aus der 68er-Bewegung über. Wie Franc betont, orientierten auch sie sich zunächst an Prebischs Thesen. Beeinflusst von wachstumskritischen Strömungen gewann aber schon bald die Umweltthematik an Relevanz. Anstatt wie bisher den Aufbau von Industrien in den Entwicklungsländern zu fordern, schuf man seitens der EvB ab Mitte der 1970er-Jahre eine «eigene, paraakademische Doktrin» (S. 112). Diese besagte, dass die Entwicklungsländer auf ihrem Weg zur landwirtschaftlichen Selbstversorgung unterstützt werden sollten. Dabei postulierten die AktivistInnen eine Interessensgemeinschaft zwischen Kleinbauern im globalen Süden und Kleinbauern im schweizerischen Inland, die jeweils vor den Kräften des Marktes geschützt werden sollten.

Franc geht mit den ExponentInnen der Dritte-Welt-Bewegung hart ins Gericht. Sie wirft ihnen unter anderem fehlendes Fachwissen (S. 95), Selbstgerechtigkeit (S. 111), zunehmende Ideenlosigkeit (S. 212) sowie einen Mangel an Selbstreflexion (S. 128) vor. Vor allem aber konstatiert sie einen Verrat an den Interessen der Entwicklungsländer, deren Anwälte die AktivistInnen doch zu sein vorgaben (S. 4). Die ersten vier Kapitel sind geprägt von einer eigentlichen Empörung über die Abkehr der Bewegung von ihren ursprünglichen Forderungen. Die hinter dem Wandel stehenden historischen Hintergründe und Sachzwänge werden erst in Kapitel 5 systematisch beleuchtet.

Francs Analyse lenkt den Blick auf wichtige Widersprüche, die den Ideen der Dritte-Welt-Bewegung inhärent waren: Mit der neuen Leitfigur des Kleinbauern bewegten sich die linksgünen AktivistInnen in die Nähe nationalkonservativer Kräfte, die ebenfalls das Landleben sowie kleinräumige und traditionelle Produktionsweisen idealisierten. In den von der Bewegung betriebenen Drittweltläden wurden denn auch keine industriell gefertigten Güter aus Entwicklungsländern verkauft, sondern klassische Kolonialprodukte wie Kaffee oder Zucker. Auch gedanklich näherte sich die Bewegung mit ihrem Bild des statischen Landbauern einer kolonial anmutenden Vorstellung von Menschen in Entwicklungsländern an. Andere Kritikpunkte Francs überzeugen weniger. Dies gilt insbesondere für den wertenden Befund, die frühen AktivistInnen der EvB hätten den freien Markt sowie Privatinvestitionen im Süden als Entwicklungsinstrumente ursprünglich gutgeheissen,¹⁰ sich später aber bedauerlicherweise von den Lehren der akademischen Ökonomie entfernt. Ökologische Überlegungen werden mittels dieser Deutung als zweitrangig, teils auch als unwissenschaftlich abgetan. Die Autorin kritisiert zudem, dass sich die schweizerische Dritte-Welt-Bewegung bei politischen Geschäften wiederholt in eine «unheilige Allianz» mit der nationalen Rechten begeben habe. Diese wird aufgrund des präsentierten Materials aber nicht immer evident. Alles in allem hat Franc einen anregenden, wenn auch argumentativ etwas eng geführten Beitrag zur jüngeren Schweizer Geschichte vorgelegt.

Patricia Hongler, Zürich

¹⁰ Die Aussage steht auf dünner Quellenbasis. Sie beruht auf einem Entwurf der späteren Erklärung von Bern, in dem Investitionen der Schweizer Privatwirtschaft als «Leistung» bezeichnet wurden (vgl. S. 49). Die Stelle ist allerdings als ironische Formulierung lesbar. Auch die Werbebotschaft der AktivistInnen, wonach der 1973 vertriebene Ujamaa-Kaffee aus Tansania billiger sei als handelsüblicher Kaffee (vgl. S. 113f.), muss nicht zwingend als ein Plädoyer für den freien Markt gedeutet werden.

Susanne Businger, Martin Biebricher (Hg.), **Von der paternalistischen Fürsorge zu Partizipation und Agency. Der gesellschaftliche Wandel im Spiegel der Sozialen Arbeit und der Sozialpädagogik**, Zürich: Chronos, 2020, 277 Seiten.

Die Publikation entstand im Nachgang zu der im Juni 2018 von der Arbeitsgemeinschaft «Historische Sozialpädagogik / Soziale Arbeit» veranstalteten Tagung zum Thema «Sozialer Wandel und Fachlichkeit». Ihr Titel legt dabei eine Entwicklung nahe, die von paternalistischen Konzepten zu solchen der Partizipationsförderung und der Anerkennung der Agency in der Sozialen Arbeit sowie der Sozialpädagogik verlief. Dass sich dabei in den Beiträgen eine gradlinige und ungebrochene Entwicklung nur schwer nachzeichnen lässt, ist mit den komplexen Faktoren (Diskurse, Regelungen, Menschen) zu begründen, die sozialen Wandel in Institutionen hindern und befördern. Dies lässt denn auch Gisela Hauss in ihrem Aufsatz von der «Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen» sprechen. Dennoch ist der Wandel, der im Untertitel mit dem Bild der Spiegelung des gesellschaftlichen Wandels in der Sozialen Arbeit und der Sozialpädagogik eingefangen wird, in vielen Beiträgen erkennbar.

Die Einführung von Susanne Businger und Martin Biebricher geht auf die zentralen Begriffe der Tagung – «Sozialer Wandel» und «Fachlichkeit» – ein. Sie halten fest, dass es sich um wenig klar umrissene Konzepte handelt. Für den Zusammenhang der Sozialen Arbeit und Sozialpädagogik betonen sie für das erste, dass es Sozialstruktur, Werte, Kultur, Institutionen, Verständnis von Gemeinschaft, Staatlichkeit und Herrschaft, Ökonomie und Bildung einschliesst, wobei sie das Verhältnis zwischen Struktur und Individuum als wenig geklärt sehen. Fachlichkeit wird mit Wissensbeständen, Kompetenzen, Handlungspraxen und Haltungen assoziiert, wobei betont wird, dass darüber ein lebhafter Diskurs geführt werde. Dass sie Fachlichkeit schliesslich als «reflektierte Handlungsfähigkeit» zusammenfassen, erstaunt, denn dieses Konzept lässt eine konsequente Wissenschaftsbasierung eher in den Hintergrund treten. Die Begriffe des Buchtitels werden nicht weiter erläutert, obwohl auch hier die Anbindung an Theoriestränge wertvoll gewesen wäre.

Die dreizehn Beiträge sind vier – unterschiedliche Perspektiven eröffnenden – thematischen Teilen zugewiesen: Der erste Teil behandelt Fachlichkeitsdiskurse in verschiedenen Handlungsfeldern, der zweite ist dem Aufwachen und staatlicher Intervention gewidmet, im dritten Teil werden Bedürfnisorientierung und Stigmatisierung diskutiert, während der vierte Teil mit biographie- und theoriegeschichtlichen Perspektiven den Band abschliesst. Das Zusammenspiel von zentralen Begriffen in der Einleitung und der Titelgebung des Buchs sowie in den unterschiedlichen Ebenen, auf denen die Themen behandelt werden, macht einmal mehr deutlich, wie schwierig eine kohärente Gestaltung von Tagungsbänden sein kann.

Die drei Beiträge, die im Titel «Fachlichkeitsdiskurse in verschiedenen Handlungsfeldern» präsentiert werden, betreffen mit den koedukativen Wohlfahrtsschulen Ausbildungsstätten der Sozialen Arbeit, die Heimerziehung sowie die Supervision. Birgit Bender-Junker und Elke Schimpf zeigen am Beispiel von Waltraut Krützfeld-Eckhard wie ungefestigt der fachliche Zugang zur Sozialen Arbeit auch nach dem Zweiten Weltkrieg war. So war Krützfeld-Eckhard zwar praktisch wie akademisch sehr gut ausgebildet, aber wegen ihrer Haltung und Tätigkeit während des Nationalsozialismus schwer kompromittiert. Dennoch wurde sie Gründungsrektorin der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt. Gisela Hauss plädiert am Beispiel der Heimerziehung in der Schweiz für eine Perspektive, die die Gleichzeitigkeit von unterschiedlichen Ansätzen und Werthaltungen in verschiedenen Milieus und Regionen als Ausgangspunkt für einen analytischen Rahmen

nimmt, um eine fachliche Diskussion dazu zu führen. Volker Jörn Walpuski zeichnet das Aufkommen und die Ausbreitung der Supervision in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg nach und zeigt, dass mit ihr (und dem Casework) «psychoanalytisch und sozialarbeiterisch orientierte Diskursstränge zusammengeführt» (S. 59) wurden.

Unter «Aufwachsen und staatliche Intervention» (Teil 2) diskutieren fünf Autorinnen und Autoren den Umgang mit Kindern und Jugendlichen. Melanie Oechler leitet her, dass sich die Sozialpädagogik in der Jugendhilfe in der BRD nach dem Krieg für das soziale Problem «Jugend in Not» erfolgreich als zuständig positionieren konnte und mit Hilfswerken und Heimen Problemlösungen bot. Bettina Grubenmann und Christina Velacott zeichnen nach, dass sich in der fachlichen Diskussion um das «Säuglingswohl» in der Schweiz bis heute bindungstheoretische Ansätze dominant halten können, weshalb eine Fremdbetreuung grundsätzlich als schlechte Lösung gilt. Sabine Stange stellt den Fall einer Expertise zu einem hessischen Erziehungsheim und die folgenden Reaktionen in der Phase der Reformüberlegungen der 1970er Jahre vor. Sie zeigt das Unverständnis, mit welchem sich wissenschaftlich argumentierende Expertinnen und Experten und auf ihr reiches Erfahrungswissen verweisende Praktiker begegneten, was eine produktive Kommunikation und die Anbahnung von Weiterbildungen praktisch verunmöglichte. Auch Claudia Streblov-Poser fokussiert auf die Zeit der Heimkampagnen der 1970er Jahre. Am Beispiel der Akte einer Familie in Bochum zeigt sie den Wandel im Diskurs der Familienfürsorge von einer disziplinierenden Perspektive zur «Anerkennung lebensweltlichen Eigensinns» (S. 146). Clara Bombach, Thomas Gabriel und Samuel Keller berichten aus ihrer Studie zu den fürsorgerischen Zwangsmassnahmen in der Schweiz, deren Kern Interviews mit ehemaligen Heimkindern bilden. Sie halten als zentralen Nenner des Lebens als ehemaliges Heimkind fest, dass sich eine nur schwer bearbeitbare Erfahrung der eigenen Verdinglichung und, damit verbunden, eine äusserst fragile Selbstwirksamkeitsüberzeugung in die individuelle Wahrnehmung eingegraben hat. Daraus, so das Team, ergeben sich bedeutsame Einsichten in die Probleme eines staatlichen Prozesses der Wiedergutmachung.

Im Teil 3 diskutieren drei Beiträge theoretische Konzepte und ihre Wirkungen in der Praxis unter dem Titel «Soziale Arbeit zwischen Bedürfnisorientierung und Stigmatisierung». So widmet sich Stefan Piasecki der Geschichte des Jugendstrafrechts mit den Stichwörtern Devianz und sozialer Standard. Dabei geht es um die Sicht auf die Kausalität von Jugendkriminalität als individuelle Abweichung und gesellschaftlich bedingtes Verhalten, die sich über die Jahrzehnte stark verändert hat und auf die Wirkung von Exklusion (durch Inhaftierung) und die Möglichkeit für Reintegrationsprozesse stärker ins Zentrum rückt. Christian Niemeyer thematisiert am Beispiel der Syphilis, was es für Problemwahrnehmungen und Lösungsansätze bedeutet, wenn theoretische Zugänge oder normativ aufgeladene Perspektiven Probleme unzureichend, einseitig oder ideologisiert angehen, was er an der tabu-belasteten Sicht auf die sexualisierte Gewalt an Kindern ausführt. Joachim Henseler diskutiert mit den Beispielen der Heimerziehung und des Kindergartens die Herausforderung für die Disziplin, die sich aus dem gesellschaftlichen Prozess hin zur Demokratieerziehung und zur Gewährleistung von Partizipationsrechten ergeben hat.

Der letzte Teil (Teil 4) widmet sich «biographie- und theoriegeschichtlichen Perspektiven». Dabei stellt Beate Lehmann das Wirken von Siegfried Lehmann in der jüdischen Waisenhilfe vor, die er vorerst in Kowno und Berlin und später in Ben Schemen in Palästina als sein Lebenswerk verfolgte, wobei ihn das Konzept der Selbstverwaltung und

der Verantwortungsübernahme leitete. Peter Szynka diskutiert den Heimatbegriff bei Karl Jaspers, um diesen dann in seiner Relevanz auf die Soziale Arbeit anzuwenden.

Soziale Arbeit und Sozialpädagogik sind durch ihren Anspruch gekennzeichnet, über wissenschaftliche Zugangsweisen fachliches Wissen und fachdienliche Methodologie zu generieren, die eine solide reflektierte und reflexive Praxis in unterschiedlichsten Feldern ermöglichen soll. Dazu gehört auch der Blick auf die historische Entwicklung der Domänen, indem die jeweiligen Antworten zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen historischen Konstellationen auf Spannungsfelder, insbesondere zwischen Disziplinierung und Hilfe zur Selbsthilfe, analysiert und bewertet werden. Der Band bietet einen spannenden Einblick in das weite Feld der Sozialen Arbeit / Sozialpädagogik sowohl was die Wirkungsorte als auch die disziplinären Bezüge wie auch die Theoretisierung der Fachlichkeit in historischem Verlauf anbelangt.

Béatrice Ziegler, Bern

Marcel Berni, Ausser Gefecht. Leben, Leiden und Sterben «kommunistischer» Gefangener in Vietnams amerikanischem Krieg, Hamburg: Hamburger Edition 2020, 442 Seiten, 36 Abbildungen, 5 Karten

Ausgangspunkt der hier zu besprechenden Dissertation ist eine völlig zutreffende Feststellung: Das Schicksal der US-amerikanischen Kriegsgefangenen im nordvietnamesischen Gewahrsam wird schon seit den 1970er Jahren, also seit 50 Jahren erforscht, die reziproke Gruppe, die «kommunistischen» Gefangenen in der Hand der USA und der südvietnamesischen Regierung, ist bisher jedoch weitestgehend ignoriert worden. Schon der Wille des Autors, diese Lücke zu schliessen, verdient Achtung.

Der Berner Historiker Marcel Berni hat sich viel vorgenommen. Er will den Prozess der Entrechtlichung im Umgang mit den Kriegsgefangenen beschreiben und nach den Gründen für diese Entwicklung fragen. Dabei will er sowohl die Täter- als auch die Opferperspektive einnehmen und gleichzeitig die Sicht des Internationalen Roten Kreuzes berücksichtigen. Auch die gerichtliche Ahndung der Verbrechen gehört zum Programm seiner Studie.

Nachdem Verstösse gegen das Kriegsvölkerrecht im Zentrum der Arbeit stehen, ist es verständlich, dass Berni zunächst einmal einen Überblick über die Entwicklung des Kriegsvölkerrechts bis zu den Genfer Konventionen von 1949 gibt. Kritisch ist hier allerdings anzumerken, dass er die beispielgebenden Urteile der Internationalen Militärgerichtshöfe von Nürnberg und Tokio unerwähnt lässt. Festzuhalten bleibt, dass sowohl die USA als auch Nord- und Südvietnam an die Regeln des Genfer Kriegsgefangenenabkommens von 1949 gebunden waren. Lediglich der Vietkong erklärte, sich nicht daran gebunden zu fühlen.

Insgesamt haben sich – die Zahlen sind mit grossen Unwägbarkeiten behaftet – ca. 35'000 bis 40'000 Soldaten und ca. 200'000 Zivilisten in US-, bzw. südvietnamesischer Gefangenschaft befunden. Dabei ist nicht nur die Zahl mit grossen Unsicherheiten behaftet, offen war oft auch der Status, also die Frage, wer als Soldat – und damit als Kriegsgefangener – anzusehen war. Für sie unterhielten die südvietnamesischen Streitkräfte sechs Lager, die USA besaßen keine eigenen Einrichtungen. Personen, die nicht als Soldaten galten, wurden als «Civil Defendants» bezeichnet und in zivile Lager gesperrt, oft auch wenn sie sich offensichtlich nicht an Kampfhandlungen beteiligt hatten.

Die für die vorliegende Arbeit relevante Kriegsphase, in der die USA selbst am Bodenkrieg beteiligt waren, begann mit der Landung US-amerikanischer Bodentruppen

bei Da Nang im Jahr 1965. In den Folgejahren nahm die Zahl von Kriegsverbrechen, insbesondere die willkürlichen Tötungen und die Folterung von Gefangenen, immer grösseren Umfang an, während gleichzeitig der Protest dagegen zunehmend nicht nur durch einzelne Journalisten, sondern auch seitens US-Politikern, die US-Öffentlichkeit erreichte. Auch das IKRK, das die Kriegsgefangenenlager ca. drei bis viermal pro Jahr besichtigte, protestierte gegen die dortigen Zustände. Als dann 1973 das Pariser Friedensabkommen geschlossen wurde, bedeutete dies die Freiheit für die US-amerikanischen Kriegsgefangenen im nordvietnamesischen Gewahrsam, über die vietnamesischen Kriegsgefangenen sagte das Abkommen nichts aus.

Zu Beginn des Krieges war den US-Streitkräften daran gelegen gewesen, das Kriegsvölkerrecht einzuhalten, wohl wissend, dass die südvietnamesischen Verbündeten sich nicht daranhielten. Berni vermutet, hier habe eine Rolle gespielt, dass rechtstaatliche Prinzipien in der vietnamesischen Gesellschaft nicht verankert gewesen seien. Doch die Amerikaner lernten von den Südvietnamesen – willkürliche Erschiessungen und Folterungen entwickelten sich zu einem «Normalverhalten». Berni breitet vor dem Leser ein Panorama von Fällen aus – schier uferlos. Kritisch ist hier allerdings anzumerken: Dieses Bild erscheint konturlos, Grausamkeiten allüberall. Eine solche Darstellung wird aber der Realität nicht gerecht, denn diese ist nie uniform, sondern weist Differenzen auf. Im Grunde ist dies auch dem Autor bewusst, denn er weist darauf hin, dass es positive Ausnahmen gegeben hätte, ohne sie allerdings in das Bild einzufügen. Hier nach Regionen, Kriegslagen oder Verbänden zu differenzieren, wäre verdientvoll gewesen. Dieses Defizit erkennt der Autor an, sieht die Beantwortung dieser Frage jedoch als Thema einer weiteren Untersuchung.

Letztlich haben sich alle Akteure schuldig gemacht, auch wenn die Führung der US-Streitkräfte es an Versuchen, gegen die Grausamkeiten vorzugehen, nicht hat fehlen lassen. Es wurde eine *Criminal Investigation Division* aufgestellt, südvietnamesische Polizisten wurden in den USA ausgebildet, immer wieder wurden einschlägige Regeln erlassen. US-Soldaten, die sich nicht an Grausamkeiten beteiligten, gab es auch. Diesen gelang es aber nicht, andere davon abzuhalten – die Kultur der Grausamkeit war tief in den Feldverbänden verankert.

Ursachen hierfür macht Berni mehrere aus: Zum einen verweist er auf militärische Leistungsmaßstäbe, wie «Body Count» und «Kill Ratio», die letztlich auf maximale Gewaltausübung abzielen. Eine weitere Ursache sieht er in der Qualität des Offizierskorps, das im Laufe des Krieges durch die Personalfuktuation kontinuierlich jünger und schlechter qualifiziert geworden sei. Nach Bernis Auffassung hätte es einer straffen, disziplinentorientierten Führung bedurft, um die zunehmenden Grausamkeiten zu beenden. Genau dazu sei das Offizierskorps aber nicht in der Lage oder aber auch nicht willens gewesen.

In der Praxis wurden also Verbrechen geduldet; von daher verwundert es nicht, dass auch die Ahndung sehr zu wünschen übrigliess. Nur in 244 Fällen fanden überhaupt Ermittlungen statt, lediglich 30 Soldaten wurden erstinstanzlich verurteilt. Wie viele Urteile letztinstanzlich bestätigt wurden, ist unbekannt.

Den Abschluss des Bandes bildet ein Epilog, der über den zeitlichen Rahmen der Untersuchung hinausgreift. Im Jahr 2014 veröffentlichte der US-Senat einen Bericht über die Folterpraktiken der CIA im «Krieg gegen den Terrorismus» in den Jahren 2001 bis 2006. Bernis Analyse dieses Berichts zeigt: Was die Anwendung von Folter betrifft, haben die USA aus dem Vietnam-Krieg nichts hinzugelernt.

Zu einem gewissen Grad lässt der vorliegende Band den Rezensenten allerdings ein bisschen ratlos zurück: In anderen Kriegen – beispielsweise im Zweiten Weltkrieg – galt das Reziprozitätsprinzip. Kriegsgefangene wurden von der Wehrmacht korrekt behandelt, wenn die Reichsregierung die deutschen Soldaten im Gewahrsam des jeweiligen Gegners kriegsvölkerrechtsgemäss behandelt wissen wollte. Im Osten hingegen waren weder Hitler noch Stalin gewillt, auf die eigenen Kriegsgefangenen im fremden Gewahrsam Rücksicht zu nehmen – mit den entsprechenden tödlichen Konsequenzen. Im Fall des Vietnamkriegs aber wollten die US-Regierung wie auch die amerikanische Gesellschaft als «die Guten» dastehen, das Schicksal der US-Kriegsgefangenen in Nordvietnam bewegte die US-Nation zutiefst. In einer solchen Fallkonstellation wäre eine peinlich genaue Beachtung des Kriegsvölkerrechts seitens der USA zu erwarten gewesen – genau das war aber nicht der Fall. Hier eröffnet die vorliegende Studie ein neues Forschungsfeld – weg von der Realität der Kriegsgefangenenbehandlung hin zu den politischen Prozessen.

Insgesamt hat Marcel Berni eine breit recherchierte Arbeit vorgelegt, die wesentlich zu Erforschung eines bisher vernachlässigten Themas beiträgt. Nicht verwunderlich ist, dass er dafür den André-Corvisier-Preis der internationalen Kommission für Militärgeschichte erhalten hat. Eine weite Verbreitung ist seiner Publikation zu wünschen.

Rüdiger Overmans, Freiburg i. Br.

Korrigendum

Entgegen der Aussage Olivier Meuwlys in seiner Besprechung des Buchs von Claudia Aufdermauer und Heinrich Staehelin, «Bundesrat Emil Welti, 1825–1899» in der SZG 2021/3, S. 535 ist der Co-Autor des Werks (Heinrich Staehelin) nicht verstorben. Die Redaktion entschuldigt sich für diesen Lapsus.